



Zum **75. Geburtstag** am 28. Juli unseres lieben Schwagers  
**Artur Dilbat,**  
früher Russ, Krs. Heydekrug, heute wohnhaft in 6500 Nürnberg, Germersheimer Straße 70, gratulieren herzlichst  
**Ruth Braun** geb. Serguhn u. Familie

Bin Memelländerin, 45 Jahre, 1,64 m groß, aufgeschlossen, fröhlicher Typ.  
Möchte einen netten Lebensbegleiter kennenlernen.

Zuschriften mit Bild erbeten an **MD Nr. 836**

Durch einen tragischen Arbeitsunfall verlor ich meinen lieben Bruder

### Artur Jenkies

\* 28. Oktober 1920  
Memel

1. Juni 1981  
Lübeck

In tiefer Trauer:

**Kurt Jenkies**

2400 Lübeck, Effengrube 14/6  
5090 Leverkusen, Käthe-Kollwitz-Straße 1

Die Beerdigung fand am 5. 6. 1981 in Lübeck statt.

Ein gutes Herz hat aufgehört zu schlagen.

Nach einem langen, erfüllten Leben nahm Gott der Herr unsere liebe, treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Urgroßmutter

### Marinke Buntins

geb. Szwillus

im Alter von 86 Jahren fern ihrer Heimat zu sich.

In Liebe und Dankbarkeit  
trauern um sie:

**Martha Kirsch** geb. Buntins  
**Werner Kirsch**  
**Gerhard Buntins und Frau Waltraut**  
**6 Enkel und 2 Urenkel**

2083 Halstenbek, den 20. Juni 1981  
Heideweg 85  
(früher Wirkutten bei Memel)

Ps. 31  
In deine Hände befehle ich meinen Geist,  
du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.

Nach einem erfüllten Leben nahm Gott der Herr meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Schwester, herzengute Oma, Tante und Schwägerin

### Anna Paul

geb. Puschin

\* 14. 4. 1898 † 27. 6. 1981

zu sich in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

**Karl Paul**  
**Siegfried Paul und Familie**  
**Arwed Paul und Tochter Isabell**  
**Roswita Wagner, geb. Paul**  
**und Familie**  
**Martha Puschin**  
**sowie alle Angehörigen**

St. Johann, den 27. 6. 1981

Die Beerdigung fand am Mittwoch, dem 1. Juli 1981, um 13.00 Uhr statt.

Mein Tod war Gottes Wille,  
drum weinet nicht und betet stille.

Gott der Herr nahm heute, nach kurzer schwerer Krankheit, meinen herzenguten Lebenskameraden, unseren lieben Vater und Schwiegervater

### Kurt Wittösch

Kanterischken-Bewern

\* 20. 6. 1911 † 29. 6. 1981

zu sich in die Ewigkeit

In stiller Trauer:

**Erna Fischer**  
**Heinz Lenkeit u. Frau Christel** geb. Wittösch  
**Dieter Sauer u. Frau Erica** geb. Wittösch  
**Hans Joachim Wittösch u. Frau Ingeborg**

5040 Brühl, Stiftstr. 12, den 29. 6. 1981

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer



T 4694 E

Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 70 Pf., Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. — Anzeigenschluß 10 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg (Oldb) — Verlag Werbedruck Köhler u. Foltmer, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14.

Erscheint monatlich einmal an jedem 20. — Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 7.50 DM. — Zu beziehen durch alle Postanstalten. — Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. — Verlagsort: Oldenburg (Oldb).

133. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. Juli 1981

Nummer 7



## Sehnsucht nach Schwarzort

Und wenn ich träumend dann durchgeh die düstre Tannennacht und hoch die mächt'gen Eichen seh in königlicher Pracht, wenn rings erschallt am Memelstrand der Nichtigallen Lied und ob dem fernen Dünen-sand die weiße Möwe zieht, dann überkommt mich solche Lust, daß ich's nicht sagen kann.

Diese Zeilen der ostpreußischen Volksdichterin Johanna Ambrosius sind ungemein treffend für die Perle der Kurischen Nehrung, das schöne Schwarzort, das noch heute mit seiner kleinen Kirche am Haff liegt. Sehnsucht nach Schwarzort — wir empfinden sie alle, wo wir in diesem Sommer auch den Urlaub verbringen mögen!

## Friedland platzt aus allen Nähten

Seit Juni ständiger Anstieg - Notunterkünfte wurden geschaffen

Die Lagerstraßen im Grenzdurchgangslager ähneln Fußgängerzonen in der Hauptgeschäftszeit: Menschengruppen schieben sich hindurch, geduldig warten Aussiedler auf den Bänken in den Anlagen mit Formularen auf die Abfertigung, in den Gebäuden und Baracken vor den Abfertigungsdienststellen lange Schlangen. Friedland hat wieder hohe Hochsaison, bis zu 150 Personen melden sich täglich im Lager.

Albert Schulz, der Lagerleiter: „Wir platzen bald aus allen Nähten. Am Mittwoch hatten wir 1300 Personen im Lager, heute, am Donnerstag, sind es 1050. Notunterkünfte mußten bereits eingerichtet werden, der Aussiedlerstrom reißt nicht ab.“

Bis Ende Mai wurden in Friedland 12315 Aussiedler registriert, darunter knapp 10000 aus Polen. Im gleichen Zeitraum des Vorjahres waren es sogar 15856, so daß man bis Mai durchaus von einem normalen Durchgang sprechen kann. Ab Juni stieg der Aussiedlerstrom jedoch ständig an, nach Pfingsten jedoch stark. In den letzten Wochen waren es fast 1000 Aussiedler. Sie kommen mit der Bahn oder dem eigenen Pkw, immer mehr nur mit einem Besuchervisum.

Im Lager stehen elf Unterkunftsbaracken mit 184 Zimmern zur Verfügung. Bei einer normalen, familiengerechten Belegung können 900 Aussiedler bequem untergebracht werden. „Jetzt müssen wir aber zusammenrücken, Doppelbetten aufstellen. Die beiden Kirchen haben uns zusätzliche Räume zur Verfügung gestellt, wir haben unsere Fotoausstellung „30 Jahre Fried-

land“ abgebaut, um mehr Platz zu erhalten“, erläuterte der Lagerleiter.

Mit dem Bereitstellen von Unterkünften ist es jedoch allein nicht getan. So müssen die Betten für die Neuankömmlinge frisch bezogen, die Zimmer teilweise desinfiziert werden. An das Küchenpersonal werden hohe Anforderungen gestellt. Jeder, der bis 14 Uhr ins Lager kommt, erhält noch eine warme Mahlzeit. Und diese Anforderungen ausgerechnet in der Zeit, in der ein großer Teil des Lagerpersonals im Urlaub ist oder in den nächsten Tagen geht.

Albert Schulz und sein neuer Stellvertreter Gerhard Schulze - er hat 35 Jahre Friedlanderfahrung - sind jedoch zuversichtlich: „Wir haben die Sache im Griff, lassen uns nicht in Panik bringen. Vom zuständigen Landesministerium und der Bezirksregierung erhalten wir zusätzliche Hilfe. Unser Personal und auch die Helfer der caritativen Verbände wissen, daß man mit einem Acht-Stunden-Tag nicht auskommen kann.“

Alle Dienststellen bemühen sich, daß die Aussiedler so schnell wie möglich das Lager wieder verlassen können, um Platz für Neue zu schaffen. Sollte es ganz schlimm werden, müssen Notunterkünfte außerhalb Friedlands geschaffen werden.

Aus dem „Göttinger Tageblatt“

### Deutsch-Balten erheben keinen Heimatanspruch

Auf dem Deutsch-Baltischen Delegiertentag in Hamburg ist der Bundesvorsitzende der Deutsch-Baltischen Landsmann-

schaft, Kapitän zur See Klas Lackschewitz, in seinem Amt bestätigt worden. Wiedergewählt wurden auch der Geschäftsführende Bundesvorsitzende Harro von Hirschheydt und die Vertreterin der deutsch-baltischen Frauen, Margarete Musso. Der Bundesvorsitzende erklärte in seinem Rechenschaftsbericht unter anderem: „Wir sind eine Landsmannschaft, die keine Ansprüche an und auf die angestammte Heimat stellen kann und stellen möchte. Wir unterscheiden uns in diesem wesentlichen Punkt deutlich von den meisten anderen Landsmannschaften, die wie wir Mitglied im Bund der Vertriebenen sind. Verallgemeinernde Aussagen über landsmannschaftsbezogene Gebietsansprüche im Osten können uns daher nicht mit einbeziehen. Wenn wir als Landsmannschaft, und bezogen auf unsere Heimat, vom Recht auf Heimat und vom Recht auf freie Entscheidung über die Form des staatlichen Zusammenlebens sprechen, so kann es nur auf diese Grundrechte der uns durch gemeinsame Geschichte und gemeinsame Heimat verbundenen baltischen Völker, der Esten und Letten, bezogen sein.“

### Gespräch des Innenministers mit dem Vorsitzenden des BdV

Am 10. Juni fand ein eingehendes Gespräch des Bundesinnenministers Gerhard Rudolf Baum mit dem Präsidium des Bundes der Vertriebenen statt. Dabei wurde die Zusammenarbeit des Bundesministeriums des Innern mit dem Bund der Vertriebenen, die Förderung der Pflege und Entfaltung des ostdeutschen Kulturerbes, die Wahrung der kulturellen Identität der Ostdeutschen in der Heimat und die Sorge um die Genehmigung von Ausreisegesuchen, ferner die Fragen der deutschen Staatsangehörigkeit und die Schwierigkeiten bei der Eingliederung der Aussiedler erörtert. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Bundesministerium des Innern und dem Bund der Vertriebenen, auf die beide Seiten wiederholt mit Anerkennung hingewiesen haben, soll fortgesetzt und vertieft werden.

### Aus den Memellandgruppen Busfahrt nach Mannheim

Die Memellandgruppe Hannover startet zum 15. Bundestreffen im Mannheimer Rosengarten am 12. und 13. September wieder einen bequemen Reisebus von Schörning.

**Abfahrt am Samstagfrüh (12. Sept.) um 7 Uhr ZOB** - Busbahnhof Raschplatz Gleis 1.

Ankunft in Mannheim nach einer kurzen Frühstückspause, ca. **13 Uhr**, vor Hotel Wegener, Tattersall-Straße zur Übernachtung; von da kurzer, gerader Weg zum Rosengarten. So können interessierte Landsleute bereits um 14 Uhr zur Feier am **Memelstein**, an der Rheinuferpromenade, sein. Es fahren vom Rosengarten kostenlos Busse dorthin.

Die weiteren Programme für Samstagabend und Sonntag bitte dem Memeler Dampfboot zu entnehmen. Rückfahrt am Sonntag, 13. Sept. um 16 Uhr. - Rückfahrkarte ca. DM 40,-. Rechtzeitige Anmeldung bitte an Geschäftsstelle **Gerlach, Goebenstr. 42, 3000 Hannover 1, Tel. 05 11 / 62 04 71.**



Die Wanderdünen von Nidden

Von der Höhe der fast siebenzig Meter hohen Wanderdünen der Kurischen Nehrung sieht man natürlich das dicht davorliegende Haff und die entferntere Ostsee. Aber wandert man im Tal des Schweigens entlang, dann hat man eine komplette Sahara rund um sich herum.

## Memeler am Ende der Welt gestrandet

„Mensch, Charly, wie kommst denn du hier her?“  
- Von Walter Prieß

Bis zum ersten Weltkrieg stand die Segelschiffahrt noch in Blüte, auch bei uns in Memel, wo seit jeher viele junge Leute zur See gingen. Die Ausbildung wurde gern auf den Schulschiffen „Großherzogin Elisabeth“ und „Großherzogin Cäcilie“ absolviert. Unter vielen anderen begannen die Seefahrt mit diesen Schiffen mein Bruder Richard, der Sohn des Memeler Bahnhofsvorstehers Nettelrodt und Charles Scharffetter, der mit der stählernen Viermastbark „Thekla“ unter Kapitän T. Hartmann 1911 auf der Reise von Hamburg zu den Salpeterhäfen an der chilenischen Weltküste war und dabei Kap Horn umrunden mußte.

Der kürzeste Weg um das Kap führt durch die Mairestraße zwischen Kap San Diego und Staateninsel. Bei guter Sicht und genauer Kenntnis des Schiffsortes ist die Durchfahrt ohne Risiko. Kapitän Hartmann fand sie bei Nacht, Sturm, Strom und Seegang nicht. Er strandete auf einer Untiefe unweit von Kap San Diego. Die Brandung raste über das Deck. Sie begann ihr Zerstörungswerk und nahm alles mit, was nicht niet- und nagelfest war. Die Besatzung enterte auf die Masten und blieb nachts im Rigg festgebunden hängen. Ab Morgengrauen begann man mit dem Bau von drei Flößen, da der Seegang etwas nachgelassen hatte. Es sollte versucht werden, mit diesen Flößen eine nahe gelegene Insel zu erreichen, die recht trostlos aussah: kahl, zerklüftet, von Felsen und Riffen umgeben, mit wenigen verkümmerten Gewächsen.

Das erste Floß mit zehn Mann Besatzung unter Kapitän Hartmann geriet sofort in eine Strömung, die es ins offene Meer hinaustrieb. Ein Schiffsjunge, der im eiskalten Wasser mit einer dünnen Leine zum Schiff wieder Kontakt herstellen wollte, scheiterte, erreichte aber wieder die „Thekla“. So blieb er als einziger des Floßes am Leben.

Scharffetter befand sich mit dem 1. Offizier auf dem zweiten Floß. Da inzwischen die Tide gewechselt hatte, kamen sie gut auf die Insel, die dort eine Flut von zehn Metern erreicht. Auch dem dritten Floß gelang es, die Insel zu erreichen, auf der alles voller Vogelmist (Guano) war. Stark erschöpft, auf glitschigem Boden, frierend und durchnäßt waren hier zwanzig Mann am Ende der Welt gestrandet. Sie hatten kaum Lebensmittel und Trinkwasser, kein Werkzeug, nur die nassen Kleider, aber Tauwerk reichlich und - unter dem Südwesten geborgen - Streichhölzer zum Feuermachen.

Schwierig war es, ohne Beil und Säge

Bäume und Äste zu zerkleinern, um ein ständiges Feuer zu unterhalten. In dieser entlegenen Wasserstraße konnte nur ein Zufall ein Schiff auf die Gestrandeten aufmerksam machen. Die Verpflegung ließ sich zunächst günstig an, da am Strande viele Seelöwen lagen, die gar keine Scheu zeigten. Mit Knüppeln konnten sie einige erlegen. Sie schmeckten unter dem Feuer gebraten vorzüglich. Nur bemerkten ihre Gefährten, daß ihnen zu Leibe gerückt wurde, und sie verließen die Insel. Mit den Fellen der Seelöwen überzogen die Matrosen ein Gerüst aus Ästen. Hier konnte man ein bißchen Unterschlupf finden, und bei Regen konnte man in den Fellen Trinkwasser sammeln.

Einige Wochen mußten die Schiffbrüchigen auf der Insel bleiben. Hin und wieder sah man ein Schiff in der Ferne, das aber die Rauchfahne auf der Insel nicht bemerkte. Dann verhinderten Sturm und Brandung eine Landung, als ein Schiff in der Nähe vorbeifuhr. Etwa sechs Wochen vergingen, bis bei ruhiger See ein Segelschiff die Rauchzeichen sah und beidrehte, um ein Boot auszusetzen. Die Insulaner winkten es in eine stille Bucht, und der erste Matrose, der an Land sprang, war der Memeler Nettelrodt, der mit Scharffetter auf dem gleichen Schulschiff gefahren war.

„Mensch, Charly, wie kommst denn du hier her?“ rief er entgeistert.

Der Segler konnte nur einige Verwundete und Kranke mitnehmen und versprach den Zurückbleibenden, im nächsten Hafen Punta Arenas Bescheid zu sagen. Diese hatten mit der Ernährung erhebliche Schwierigkeiten. Es gab kaum noch Seelöwen, die sehr scheu geworden waren. Es mußte bei Ebbe nach zurückgebliebenen Fischen und Muscheln gesucht werden, die in unterirdischen Grotten in großen Mengen zu finden waren.

Über drei Monate dauerte es, bis die Matrosen der Insel entkamen. Zuerst kam die Hoffnung auf Rettung von einigen Booten, mit denen Fallensteller die Inseln anliefen. Sie wollten die Männer bei ihrer Rückkehr in die Zivilisation mitnehmen. Aber plötzlich näherte sich ein argentinisches Kanonenboot, das alle Mann an Bord nahm. Dort erfuhren die Deutschen, warum man sie so lange nicht gesucht und geholt hatte: Argentinier und Chilenen hatten einen diplomatischen Krieg um die Frage vom Zaun gebrochen, wem die Inseln gehörten, auf denen die Matrosen saßen.

In Argentinien machte niemand Aufhebens wegen der deutschen Matrosen. Sie wurden mit einem deutschen Segler in Richtung Bremen abgeschoben. Weder Reederei noch Presse nahmen Notiz von den Schiffbrüchigen, Scharffetter mußte in seiner völlig zerlumpte Kleidung von Bremen nach Memel reisen und traf dort mit einem Socken als Mütze, aber sonst wohlbehalten ein. Er war von diesem Schiffbruch keineswegs entmutigt. Bald fuhr er wieder zur See und heuerte bei Laeis auf der „Passat“ an und machte die Jungferreise dieses Schiffes nach Iquique, dem nördlichsten Salpeterhafen Chiles, mit. Auf der nächsten Reise aber musterte er wegen eines schweren Sturmes in Lübeck ab und wurde in Memel Kaufmann.

Heute ist es nicht mehr auszuschließen, daß man - nach der Zeit des Erdöls - wieder auf Kohlendampfer und Segelschiffe zurückgreifen wird, denn noch immer wehen die Passate und Monsune wie seit Jahrtausenden.

## Briefe aus der Heimat

### Todesfälle

**Aus dem Raume Saugen** wird geschrieben: „Frau Norkus ist Ende Januar plötzlich gestorben. Sie war erst 56 Jahre alt und nicht besonders krank. Man sagte, sie habe hohen Blutdruck gehabt. Budrus aus Petrellen starb Mitte Januar. Er wohnte bei seiner Tochter in Ramutten. - Bei uns ist bis jetzt der Winter nicht sehr kalt. Des Nachts friert es bis 10 Grad, am Tag weniger. In der vergangenen Woche hat es drei Tage geschneit und gestürmt. Sie gerieten nicht, die Straßen zu räumen. Jetzt liegt überall sehr viel Schnee. Über Weihnachten und Neujahr regnete es sehr stark. Von dem Hochwasser hast Du ja gehört.“

### Wenn es um das Blut geht

Aus dem Kreise Heydekrug wird geschrieben: „Für den Blutkreislauf nehmen wir zu gleichen Teilen Beetensaft, Karottensaft, Zitronensaft und Bienenhonig. Das Getränk bleibt einige Tage stehen. Dann nimmt man an jedem Morgen auf nüchternen Magen einen Eßlöffel davon. Nach ein paar Monaten ist dann wieder alles in Ordnung. Gegen Blutdruck nimmt man Bienenhonig mit Zimt. Ein Blutreinigungsmittel ist das Jesuwunden-Kraut, das bei uns mitten im Sommer auf Sandboden an Gräben und Waldrändern blüht und kleine gelbe Blüten hat.“



## 15. Bundestreffen der Memelländer

am 12. und 13. September 1981

in der Patenstadt Mannheim, Rosengarten



# Ein Forstamt im Memelland

Von Martin Belgard

Die Reisenden auf der Hauptstrecke Tilsit-Pogegen-Memel sahen eine aufgelockerte Landschaft, in der in bunter Reihenfolge Wälder, Felder und Wiesen einander ablösten. Die Forsten dieses Teils des Memellandes waren hauptsächlich Staatswaldungen, die parzelliert in der Landschaft lagen und jeweils kaum die Größe eines Revierförsterbezirks von 1000 Hektar überschritten; sie waren in den drei Forstämtern Dingken, Norkaiten und Klooschen zusammengefaßt.

Allein der südöstliche Teil des Memellandes war von großen, zusammenhängenden Waldungen bedeckt; sie begannen mit den Privatforsten Baubeln (v. Schlenther) und Schreitlaugen (v. Dressler) und erweiterten sich zu dem gewaltigen staatlichen Komplex, der sich in einer Länge von 30 Kilometern ohne wesentliche Unterbrechungen von Motzischken-Schustern bis zur litauischen Demarkationslinie Schmalleningken-Jurburg ausdehnte, wobei die Memel die südliche und der litauische, ehemals russische Graben die nördliche Abgrenzung bildeten.

Dieser Staatswald bestand früher aus den drei Oberförstereien Jura, Wischwill und Schmalleningken, die später die Bezeichnung „Forstamt“ erhielten. Nach der Abrennung des Memellandes vom Reich wurden aus diesem Komplex zwei neue Forstämter, Wischwill und Schmalleningken, in der Größe von 8000 bzw. 7000 Hektar gebildet. Nach dem Abgang des aus dem Baltikum stammenden Oberförsters Willmann-Schmalleningken wurden, aus Mangel an Beamten, beide Forstämter von mir in Personalunion bis zur Angliederung des Memellandes verwaltet.

Die in Preußen seit langem bewährte Organisationsform, das „Forstamtssystem“, war klugerweise von den verschiedenen Di-

rektorien des Memellandes nicht angetastet worden, sondern unverändert erhalten geblieben. Das bedeutete, daß die Bewirtschaftung der staatlichen Waldgebiete in der Form erfolgte, daß etwa sechs bis acht jeweils etwa 800 bis 1000 Hektar große Forstereien – später Revierförsterbezirke – zentral von einer Dienststelle, dem Forstamt, verwaltet wurden. Der Leiter eines Forstamtes mußte – wie auch heute noch – eine akademische Ausbildung nachweisen; die Revierbeamten hatten nach Lehrzeit und Forstschulbesuch eine fünfjährige Forstgehilfenzeit mit abschließender Revierförsterprüfung zu absolvieren.

Die Waldungen im Memelland unterstanden der Aufsicht des Landesdirektoriums und waren, wie auch Schulen, Gerichtsbarkeit und Landespolizei Bestandteil der autonomen Verwaltung. So galt es als selbstverständlich, daß die jungen, nachrückenden Forstleute zu ihrer Ausbildung nach Deutschland gingen, zumal ja auch die damaligen Stelleninhaber durchweg in Preußen ausgebildet worden waren.

Die Anwärter des höheren Forstdienstes studierten in Berlin (Eberswalde), Göttingen (Hann. Münden) oder München, legten ihre Referendarprüfung im Landwirtschaftsministerium in Berlin ab, leisteten die Referendarzeit auf preußischen Forstämtern und Regierungen ab, um nach der Großen Forstlichen Staatsprüfung in Berlin als Forstassessor in den memelländischen Landesdienst einzutreten. Ab 1934 mußten sie allerdings in einer Sonderprüfung vor einer Kommission des Landesdirektoriums die Kenntnis des Litauischen, der zweiten Landessprache, nachweisen – ein harter Brocken!

Auch die Anwärter des gehobenen Dienstes besuchten eine deutsche Ausbildungs-

stätte – zumeist die Forstschule Templin in der Mark Brandenburg –, leisteten aber ihre Forstgehilfenzeit in memelländischen Forstämtern ab und unterzogen sich bis 1936 der Försterprüfung bei der Regierung in Gumbinnen. Etwa ab 1935/36 wurde den Forstaspiranten die Teilnahme an der „ausländischen“ Prüfung in Gumbinnen untersagt. Auf Anregung von Landesdirektor Sziegaud bildete ich eine memelländische Prüfungskommission und hielt nach den Gumbinner Richtlinien eigene Försterprüfungen ab, die nach der Angliederung des Memellandes von der preußischen Regierung voll anerkannt wurden.

Wie waren die Wohnverhältnisse des Forstamtes? Das Forstamtsgebäude war großzügig erbaut; es war bis etwa 1900 das Wohnhaus eines Rittergutsbesitzers Schmidt gewesen, der Haus, Hof und Waldungen für eine Million Goldmark an den preußischen Fiskus verkauft hatte. (Seine Tochter, die hier aufgewachsen war, wurde später unter dem Künstlernamen Dinah Grace als Tänzerin weltberühmt.) Das Haus lag sehr günstig in der Nähe der Hauptstraße von Wischwill und war mit elektrischem Strom und elektrisch betriebener Wasserpumpanlage versehen – für damalige Verhältnisse eine großzügige Ausstattung!

Demgegenüber schnitten die Revierförsterdienstgehöfte wesentlich schlechter ab. Sie waren aus dem damals üblichen Baumaterial – roten Ziegelsteinen – erbaut und lagen meist tief im Walde versteckt; der Beamte sollte auf kürzestem Wege zu seinen Dienstorten gelangen, auch sollte durch seine ständige Präsenz im Revier der damals grassierende Holzdiebstahl verringert werden. Lichtanschluß gab es nur in seltenen Fällen; die Petroleumlampe war noch meistens im Gebrauch, und das Wasser mußte mit der Handpumpe beschafft werden.

Sämtliche Forstdienstgehöfte waren mit Stallungen und Scheunen ausgestattet, so daß die Forstbeamten in der Lage waren, das den Stellen zugeteilte Dienstland ordnungsgemäß zu bewirtschaften. Das Forstamt verfügte über 20 Hektar, die Revierförsterbezirke über 10 bis 15 Hektar Dienstland; neben humosen Sandböden, auf denen Roggen, Futtergetreide, Futterrüben und Kartoffeln gediehen, gehörten dazu fette Memelwiesen, die in jedem Frühjahr von der Memel überschwemmt wurden. Der fruchtbare Schlick der Memel war ein erstklassiger Dünger und sorgte für reiche Ernte!

Stets mußte eine Hilfskraft gehalten werden, die das Land bestellte, Vieh und Pferde versorgte und bei Dienstfahrten kutscherte. Die Dienststellen im Osten wurden s. Z. so reichlich mit Dienstland ausgestattet, um die Beamten als Selbstversorger unabhängig von den Bauern der Umgebung zu machen, um ihnen zeitraubende Einkaufswege zu ersparen und es zu ermöglichen, auch im Winter bei hoher Schneelage die großräumigen Reviere rasch zu durchqueren.



Forstamt Wischwill im Winter

Ich besaß zwar ab 1936 ein Auto, aber was nützte dies in unseren Wintern? Hierfür ein kleines Beispiel. Im Februar 1940 hatte es über Nacht durchgehend geschneit. In den Morgenstunden setzten bei meiner Frau die Wehen ein. Die Geburt sollte wegen der z. Z. unbefriedigenden ärztlichen Versorgung in einem Tilsiter Krankenhaus erfolgen. Aber wie dahin gelangen? Es war unmöglich, mit dem Auto durch die Schneewehen durchzukommen; die Kleinbahn war restlos zugeschnitten. So blieb keine andere Wahl, als kurzentschlossen per Schlitten die 30 Kilometer bis Tilsit zurückzulegen. In durchgehend scharfem Trab, mit Hilfe eines Pferdewechsels bei guten Bekannten in Willkischken, schafften wir die Strecke in zweieinhalb Stunden gerade noch rechtzeitig bis zur bald einsetzenden Geburt...

Die Hauptaufgabe der Beamten des Forstamtes bestand darin, möglichst wertvolles Holz in größtmöglicher Menge der Wirtschaft zur Verfügung zu stellen. (Die heute als gleichwertig anerkannte Erholungsfunktion des Waldes stand damals in diesen weitab gelegenen Forsten noch nicht auf dem Programm.)

Die weitaus wichtigste Baumart war in Wischwill-Schmalleningken die **Kiefer**, die auf den diluvialen Sanden ein engrangiges, feinästiges Holz lieferte, das von den Sägewerkern der Umgebung – Schimanski, Müller, Garmeister – gern gekauft, aber auch den Memelstrom abwärts nach Ruß und Memel-Schmelz gefloßt wurde. Die Kiefer paßt in diese Landschaft, die rotbraune Rinde harmoniert mit dem Gelbbraun des anlehmgigen Sandbodens.

Die Fichte kam dagegen seltener oder als Mischholzart zur Kiefer vor; ihr Absatz war immer recht schwierig. Auf den Holzversteigerungen in Motzischken wurden die Fichten jedenfalls oft vergeblich ausbezogen.

In den Feuchtgebieten, besonders zur Memel hin (Abschruten, Neuhoof), gediehen vorzüglich die Erlen und Birken, deren untere Stammenden als Schäl furnier Verwendung fanden; Abnehmer war die Furnierfabrik in Ragnit.

Nur im Revierförsterbezirk Schustern kam auch die Eiche bestandbildend vor, die auf den dortigen lehmhaltigen Grundmoränenböden gut gedieh. Dieser Grundmoränenboden zieht sich von Schustern über die Jura nach Willkischken-Schreitlaugen bis zum Rombinus hin und ermöglichte dort sogar den flächenmäßigen Anbau der Stieleiche.

Die Bereitstellung des schlagreifen Holzes bis zum Verkauf war eine wesentliche Aufgabe der Beamten des Forstamtes. Handelte es sich doch bei einem Jahreseinschlag der Forstämter Wischwill-Schmalleningken in Höhe von 50 bis 60000 Kubikmetern um einen Einnahmeposten von eineinhalb Millionen Litas, der im Haushaltsplan des Memellandes eine bedeutende Rolle spielte!

Der Verkauf des Holzes erfolgte auf verschiedene Weise. Das wertvolle Langnutzholz wurde meist im Wege des schriftlichen Meistgebots, der „Submission“, verkauft, ebenso das Papierholz und das Grubenholz. Firmen aus dem ganzen Memelland, aus Litauen und Ostpreußen beteiligten sich mit ihren Geboten, und es herrschte stets eine knisternde Spannung im Verkaufslokal, wenn die einzelnen Gebote geöffnet und registriert wurden. Meist lagen die gut kalkulierten Gebote dicht beieinander, so daß oft

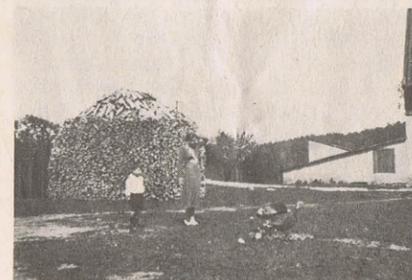


Astreine Kiefer im Forstamt Wischwill

nur der Unterschied von wenigen Cent den Zuschlag erbrachte.

Hin und wieder wurden einzelne Sortimente auch „freihändig“ in frei ausgehandeltem Vertrag verkauft. Das brachte zwar mitunter höhere Preise, aber auch erhöhte Risiken. So hatte ich z. B. einmal einen großen Posten Grubenholz an die Grubenholzfirma Küster in Westfalen verkauft. Das Holz mußte laut Vertrag bis zu einem bestimmten Termin an die Memel geliefert werden, wo es in Kähnen zum Seehafen Memel weiter transportiert werden sollte. Die Anlieferung und Beladung der Schiffe klappte auch zunächst recht gut – bis ein plötzlich einsetzendes Hochwasser der Memel einen Strich durch die Rechnung machte. Das Holz konnte von unseren Holzabfuhrleuten nicht mehr an die Schiffsverladeplätze herangefahren werden, da die Memelwiesen meterhoch unter Wasser standen. Die Zeit drängte aber sehr, weil in Memel der Hochseedampfer auf Ladung wartete und das Verweilen täglich einen Verlust von mehreren Tausend Litas brachte. Nur der Umschwung des Wetters rettete uns vor schwerem finanziellen Schaden, das Wasser ging so schnell zurück, wie es gekommen war; aber „frei Schiff Memelstrom“ habe ich seitdem nie mehr Holz verkauft.

Die den Einwohnern bekannteste Art des Holzverkaufs war in den Wintermonaten der



Brennholzvorrat im „Kepps“

„öffentliche Verkauf gegen Meistgebot“. Hier wurden für die örtliche Bevölkerung kleine Posten Langnutzholz, vor allem aber Brennholz ausbezogen. Diese Verkaufstage in Motzischken, Willkischken, Wischwill und Schmalleningken waren zwar anstrengend, aber im direkten Kontakt mit der Bevölkerung recht amüsant. Jeder versuchte unbedingt, den vorher besichtigten Holzstamm oder bestimmte Brennholzstöße zu ersteigern. Da zudem der reichliche Groggenuß die Gemüter recht erheblich erhitzte, fanden oft richtige Kämpfe um das Holz statt, und es war bisweilen nötig, einzelne Krakeeler aus dem Saal zu verweisen.

Im einzelnen spielte sich der Arbeitsablauf im Forstamt im Verlaufe des Jahres etwa folgendermaßen ab:

Im Juni wurden die Wirtschaftspläne aufgestellt, die sämtliche Vorhaben enthalten mußten, die im Laufe des nächsten Wirtschaftsjahres ausgeführt werden sollten. Diese Pläne wurden dem Landesdirektorium vorgelegt, dort auf ihre Wirtschaftlichkeit und finanziellen Möglichkeiten überprüft und dem Forstamt bis zum 30. September zur Ausführung zurückgegeben. Nach altem, bewährtem Brauch beginnt nämlich das Forstwirtschaftsjahr am 1. Oktober, weil dieser Termin dem biologischen Rhythmus der Natur entspricht: Nach Abwurf des Laubes und Einstellung der Vegetation kann mit den Vorbereitungen zu den Kulturarbeiten (Bepflanzen der Schlagflächen) begonnen werden; auch zieht sich der Saft der Bäume in die Wurzeln zurück, und es beginnt nun im sogenannten „Wadel“ der Holzeinschlag, der bei empfindlichen Holzarten, insbesondere Kiefer und Eiche, bis zum Wiederaufsteigen des Saftes im März beendet sein muß. Wird die Kiefer während der Vegetationszeit eingeschlagen, wird das Holz sofort von Pilzen befallen und verblaut, so daß es z. B. für die Herstellung lasierter Möbel nicht verwendet werden kann. Der Einschlag war also immer ein Wettlauf mit der Zeit und Witterung. Hier kann ich zur Ehre der memelländischen Waldarbeiter erwähnen, daß den Winter über durchgearbeitet wurde. Nur bei heftigen Schneestürmen



Lehrwanderung im Forstamt Dingken 1937

blieben die Männer zu Hause, im übrigen wurde unabhängig von hoher Schneelage und klirrendem Frost zügig geschafft!

Auf das Holz warteten auch schon sehnsüchtig die Holzfahrunternehmer und viele Kleinbauern, die im Winter eine Nebenbeschäftigung mit zusätzlichem Verdienst suchten oder das von ihnen benötigte Brennholz nach Hause schaffen wollten.

Unmittelbar nach Beendigung des Holzeinschlags begannen die Kulturarbeiten. Im April und Mai wurde gesät und gepflanzt und somit der Grundstock für die Holzversorgung der kommenden Generation gelegt, weshalb ja die Forstleute nicht ohne Stolz von „Kulturarbeiten“ sprechen. Da diese Arbeiten bis zum Einsetzen der warmen Witterung beendet sein mußten, wurden hierzu viele Arbeitskräfte benötigt, und viele Frauen aus der näheren und weiteren Umgebung ließen sich gern für ein paar Wochen anwerben, um sich einige Litras hinzuverdienen. Außerdem ging es bei diesen Arbeiten in der freien Natur recht fröhlich zu, begünstigt durch das meist schöne Frühlingswetter; und war der beaufsichtigende Förster dazu noch jung und schmuck, wen verwundert es, daß sich viele junge memeländische Frauen zu dieser Tätigkeit drängten!

Der Sommer brachte schließlich noch eine Fülle von Arbeiten. Die jüngeren Kulturen mußten „gehackt“, d. h. vom Unkraut befreit und gegen den Schüttepilz mit Kupfervitriol gespritzt werden; Gräben waren zu räumen, Wege mußten ausgebessert oder neu gebaut werden; die übermannshohen Dickungen waren durch Entnahme des sperrigen Materials und Begünstigung der bestverlangten Stämmchen zu „läutern“ (pflegen). Zum Herbst hin wurden dann schon die älteren Bestände für den kommenden Einschlag in der Weise vorbereitet, daß die zu dicht stehenden und geringwertigen Stämme mit dem Reißhaken gekennzeichnet wurden.

Daneben gab es noch mancherlei andere Beschäftigungen. Das Dienstland war zu bewirtschaften. Wenn hierfür auch ein Bediensteter eingestellt war, so war doch vieles zu

planen und anzuordnen, wie Fruchtfolge, Beschaffung von Saatgut und Dünger, Verwertung der Milchprodukte, Lenkung des Vieh- und Pferdebestandes, Imkerei, Schweinezucht, Geflügelhaltung, Gartenbewirtschaftung. Natürlich waren hierbei auch die Frauen der Forstbeamten erheblich mitbeteiligt, zumal sich der Einsatz finanziell durchaus lohnte. Diese vielseitigen Tätigkeiten ließen außerdem keine leeren Stunden aufkommen und bannten das Gefühl der Einsamkeit.

Im Sommer mußte auch an die Brennholzbevorratung gedacht werden. Die Öfen – durchweg gute Kachelöfen – waren auf Holzfeuerung eingestellt, und da die Winter lang und hart waren, mußten ausreichende Holz mengen herangefahren, geschnitten, gespalten und in Kepsen gestapelt werden. Für die vielen und großen Räume des Forstamtsgebäudes brauchte ich z. B. 100 Kubikmeter im Jahr! Für unsere Hausmädchen war es schon eine mühevollere Arbeit, diese Holzscheite an die einzelnen Kachelöfen heranzubringen und zu verheizen. Gern denke ich noch daran zurück, wie unser Mädchen, als sie in der Berliner Illustrierten das Empire State Building mit seinen zahllosen Stockwerken sah, in ihrer stillen Einfalt ausrief: „Ei, all das Holz schleppen!“

Die für den Forstmann verhältnismäßig ruhige Zeit wurde noch für einen anderen Zweck genutzt, und zwar für die Weiterbildung. In den dreißiger Jahren wurde es auch bei uns allmählich Brauch, **Lehrveranstaltungen** im eigenen Forstamt, aber auch im Wechsel mit den Nachbarforstämtern durchzuführen. Allgemein interessierende Probleme, wie rationelle Holzaushaltung, neue Kulturverfahren, Forstschutzmaßnahmen, Wegebaumethoden wurden auf gemeinsamen Revierwanderungen an Ort und Stelle besprochen, wobei auch die Kameradschaftspflege nicht zu kurz kam.

Durch das ganze Jahr hindurch aber zog sich wie ein roter Faden die Beschäftigung mit der Jagd! Gerade die tiefen Juraforsten verhießen hier Freuden, die jedes Jägerherz höher schlagen ließen und über manche Stunden der Einsamkeit hinwegtrösteten.

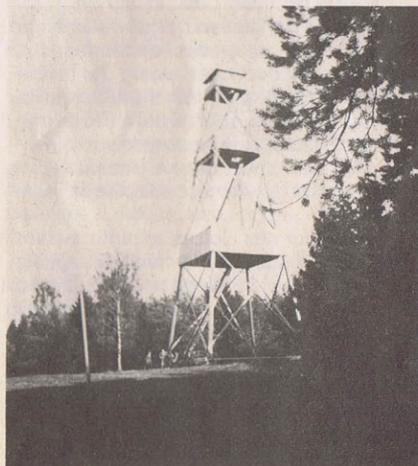
Schon im Frühjahr begann der Jagdbetrieb mit der Auerhahn- und Birkhahnbalz. Dieses scheue Flugwild fand besonders in den anmoorigen Teilen der Förstereien Auerhahn – nomen est omen! –, Leibgirren und Augsgirren ideale Lebensbedingungen, so daß der Wald im April–Mai wiederhallte von den Balzrufen dieses herrlichen Wildes.

Um das Auerwild zu beobachten oder zu bejagen, mußte man allerdings Frühaufsteher sein; schon um zwei Uhr in der Frühe, noch bei völliger Dunkelheit, mußte man vor Ort sein, um sich an den nur dann zu hörenden urigen Balzlauten zu orientieren und den Hahn anzuspringen, wenn sich sein Gehörgang beim Schleifen verschließt. Während des Schleifens kann man drei Sprünge riskieren, ohne daß der Hahn den Jäger vernimmt. Diese Tatsache auszunutzen, gelang es mir einmal, sogar einen fast tauben Jagdgast zum erfolgreichen Schuß auf den Auerhahn zu führen, indem ich ihn jedesmal, wenn der „Hauptschlag“ des Hahns unmittelbar vor dem Schleifen ertönte, durch ein Antippen zum Dreisprung veranlassen konnte. Übrigens waren die Auerhahn-Balzplätze in der Revierförsterei Auerhahn so berühmt, daß hier bereits der deutsche Kronprinz auf dieses edle Wild waidwerkte!

Ein weiteres Erlebnis für den Jäger brachte im Frühjahr der Durchzug der Waldschneepfe. Besonders in den brüchigen Revierteilen – z. B. Pagulbinnen, Neuhoft – konnte man abends und morgens zahlreiche Vögel „mit dem langen Gesicht“ beobachten und den einen oder anderen dieser schmackhaften Vögel mit nach Hause bringen – rasche Schußfertigkeit vorausgesetzt!

Dem Frühjahr folgte der Sommer, und mit ihm begann die Jagd auf den Rehbock. Ihm galt unser besonderes Interesse, da die Juraforsten starke Trophäenträger hervorbrachten, auf die zu jagen es sich lohnte. Bei einem Gesamtabschuß von 150 Rehen waren aus biologischen Gründen etwa 60 Böcke jährlich zu erlegen!

Meinen stärksten Bock erbeutete ich in Szardehlen unter recht merkwürdigen Umständen. Am Spätnachmittag eines schwülen Hochsommertages hatte ich einen Hochsitz bestiegen, der als geschlossene Kanzel mit kleinen Glasschiebefenstern gebaut war. Vor mir lag eine Kulturfläche, an die eine größere Dickung angrenzte. Da zudem Blattzeit war, war es nicht verwunderlich, daß alsbald eine Ricke auftauchte, die mit ihrem sehnsüchtigen Fiepen einen



Feuerwachturm in Wischwill (30 m)

Freier herbeilockte. Der ließ nicht lange auf sich warten, bald trieb ein betagter Sechser das alte Liebesspiel mit ihr.

Als sich mir der Bock nach einiger Zeit ermattet in günstiger Schußentfernung breit hinstellte, entschloß ich mich zum Schuß und brachte meine Büchse langsam in Stellung. Plötzlich ertönte dicht hinter mir ein seltsames Brummen, das sich rasch verstärkte. Mich vorsichtig umdrehend, bemerkte ich eine Hornisse, die ihre Kreise hinter mir zog. Die wird doch nicht hier wohnen, durchführ es mich! Aber gleich darauf entdeckte ich in einer oberen Ecke das Nest, aus dem ihre Sippschaft ein- und auszufliegen begann. Bald war ich von mehreren Hornissen umschwärmt, und es wurde mir noch wärmer, soweit dies bei der Hitze möglich war – zumal ich mich daran erinnerte, daß drei bis vier Hornissenstiche genügen sollen, einen Menschen zu töten. Mein Instinkt riet mir, sofort die Flucht anzutreten. Nur mit großer Mühe gelang es mir, mir Ruhe zu kommandieren und mein Vorhaben zu Ende zu führen. Mit klopfenden Pulsen hatte ich schließlich den Bock im Visier und konnte dem ersehnten Wild die Kugel antragen.

Dann aber ging es, ganz langsam zwar und ohne hastige Bewegungen, stetig retirierend, die Leiter hinab, bis das unheimliche Brummen meiner Begleiter endlich aufhörte und ich mich froh der starken Trophäe bemächtigen konnte. Was Wunder, daß dieser Bock als „Hornissenbock“ einen besonderen Platz in meiner Sammlung erhielt!

Die jagdlichen Hauptfreuden brachte aber der Winter mit seinen Drückjagden auf Sauen, Elche, Wölfe sowie den Hasen-Fuchstreiben in Nausseiden und Baltupönen. Der große Wischwill-Schmalleningker Waldkomplex von 15000 Hektar grenzte unmittelbar an das etwa ebensogroße urwaldähnliche Waldgebiet zwischen Taugoggen und Jurburg. Aus diesen unwegsamen, fast unberührten Wäldern wechselten im Winter zur Rauschzeit des Schwarzwildes und zur Ranzzeit der Wölfe immer wieder einzelne starke männliche Stücke auf der Suche nach Artgenossen und Partnern ins Memeländische hinein.

Wenn nach dem Einkreisen der bekannten Jagden feststand, wo sich das Wild befand, klingelten in der ganzen Umgebung die Telefone und veranlaßten alle greifbaren interessierten Jäger, sich mittags an markanten Punkten im Walde zu versammeln. Welches Jägers Herz schlug da nicht höher, wenn das Treiben begann, das anschwelende Geschrei der Treiber und das Geläute der Hunde Achtung gebot und schließlich der urige Keiler durch den Schnee pflügte oder der graue Schatten des Wolfes vorbeihuschte – bis der erlösende Schuß fiel!

Das reiche Wildvorkommen in der Juraforst war natürlich auch im angrenzenden Litauen wohlbekannt und lockte die Wilderer an. Das Schicksal des von Wilderern erschossenen Forstlehrlings Kurps in der Revierförsterei Augsgirren ist ein trauriger Beweis dieser Tatsache. Wie hart es bei Zusammenstößen zwischen Forstbeamten und Wilderern zuzuging, erlebte zu meiner Zeit der Revierförster Schepputtis im Bezirk Auerhahn.

Als er am Rand einer langen Schneise pürschte, bemerkte er in einiger Entfernung drei Männer, von denen der in der Mitte Gehende ein Gewehr trug. Schepputtis sprang kurz entschlossen hinter einen Deckung bietenden Busch und ließ die drei Gesellen

bis auf Schrotschußentfernung – 30 Meter – „auflaufen“. Auf seinen Anruf: „Rankas aukschytyn!“ (Hände hoch) brachte der Gewehrträger blitzartig sein Gewehr in Anschlag auf den in Deckung stehenden Beamten. Schepputtis schoß sofort, worauf der Getroffene zusammensackte, aber von den beiden Helfern in die angrenzende Dickung gerissen wurde. Dann war alles ruhig. Schepputtis war so vernünftig, sich nicht allein in die Dickung zu begeben, sondern verzog sich vorsichtig nach Hause, um Verstärkung zu holen.

Als er mit seinen Kameraden den Tatort untersuchte, fand man nur die Mütze des Wilderers und einige Blutspuren. Auch Nachforschungen der benachbarten litauischen Polizei erbrachten zunächst keinen Erfolg. Nach einiger Zeit jedoch stellte sich der Wilderer, wahrscheinlich weil ihm seine Wunden zu schaffen machten – ihm war ein Auge ausgelaufen, und einige Schrote hatten auf dem kahlen Schädel Spuren wie parallel laufende Peitschenhiebe hinterlassen. Der Mann wurde dem Amtsgericht in Wischwill überstellt, und es kam zum Prozeß.

Wer beschreibt unser Erstaunen, als der Wilderer den Spieß umdrehte und behauptete, er habe den Förster überhaupt nicht bedroht, und er sei zu Unrecht angeschossen worden. Der Richter konnte aber von dem wirklichen Vorgang überzeugt werden, indem der Wilderer veranlaßt wurde, seine Hände so zu halten, als ob er ein Gewehr im Anschlag hatte, und siehe da: Die Schrotbahnen waren nicht nur auf dem Schädeldach, sondern in der gleichen Art auch auf beiden Handrücken zu erkennen, so daß der schlüssige Beweis für die Schußbereitschaft des Wilderers und damit für die Notwehrsituation des Beamten erbracht war.

Der Wilderer wurde rechtskräftig wegen versuchten Totschlags und schwerer Wilderei verurteilt. Aber auch für den mutigen Beamten hatte der Vorfall Folgen: Wie es damals üblich war, mußte der Beamte aus Sicherheitsgründen sein bisheriges Revier aufgeben und sich in ein anderes Forstamt versetzen lassen.

Unter Jägern gilt eine Jagd ohne Hund nicht als waidgerecht. So hatten sich auch im Memelland einige Jäger bereitgefunden,

brauchbare Jagdhunde zu züchten. Einen meiner besten Jagdhunde, einen Deutsch-Drahthaar, hatte ich von Oberförster Neubert, Schwarzort, bezogen. Ich hatte meinen Roland selbst abgerichtet und einige Jahre erfolgreich auf der Jagd geführt. Leider setzte der Krieg unserem inhaltsreichen Leben und Jagen im Memelland ein Ende.

Als ich im Sommer 1944 in Litauen an der Front stand und die russische Walze der Heimat bedrohlich näherkam, wäre es wohl an der Zeit gewesen, die hart an der litauischen Grenze gelegenen Orte zu räumen und so die Zivilbevölkerung rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Nichts dergleichen geschah! Es sollte sich ja jeder in den Boden krallen und den Feind nicht in deutsches Land lassen! Ein Absetzen auf eigene Faust war nicht erlaubt, Geldabheben gefährlich, Lebensmittellkarten waren dann nicht erreichbar.

In dieser kritischen Situation erwies sich mein guter Roland als Retter in der Not. Der sonst absolut gutmütige und kinderliebe Hund biß meinen jüngsten Sohn in die Stirn, worauf meine Frau den richtigen Entschluß faßte, den Hund von der Polizei erschießen und sein Gehirn auf Tollwut untersuchen zu lassen. Tatsächlich wurde die Tollwut amtsärztlich bestätigt, und so mußte meine Frau – wenigstens nicht bedrängt von den Russen oder per Treck – sofort mit den Kindern zur Impfung nach Breslau fahren; und da diese unangenehme Prozedur zwei bis drei Wochen dauerte, blieb ihr die zu spät und hastig eingeleitete Evakuierung unseres Ortes erspart . . .

Nur wenig Kunde erreicht uns heute über den Zustand unserer heimatlichen Wälder und Ortschaften. Wie es heißt, sind die der Landstraße nahegelegenen Waldbestände, wohl wegen der günstigen Holzabfuhr, restlos geschlagen, und endlose Kahlfelder breiten sich aus.

Damit wäre fertig zu werden. In längeren Zeiträumen besamen sich ehemalige Waldflächen von selbst, auch lassen sich Waldungen durch Saat oder Pflanzung von Menschenhand wiederherstellen.



Saujagd in Augsgirren 1936

# Die Boysser aus Bommelsvitte

## Rund um den Walgum gab es viel zu erleben - Von Reinhold Kuljurgis

Der Walgum war der Memeler Fischerhafen. Er lag noch vor dem Winterhafen und beherbergte die Fischkutter aus Bommelsvitte. Nach dem Kriege wurde er durch die Sowjets zugeschüttet, denn Kutter gab es nicht mehr. Der Walgum blieb aber in unserer Erinnerung ein Stück Alt-Memel, ein Fleck, an dem wir die schönsten Jahre unserer Kindheit verlebten, besonders wir Bommelsvitter Jungs, wir Bommelsvitter Bowkes. Von den Mädchen rede ich nicht, denn die hatten am Walgum nichts zu suchen. Wir waren die Boysser, wenn wir uns selbst meinten. Das kommt vom englischen Boy her, und so einen Schlag Englisch hatten wir ja alle. Der Wilhelm war ein Willy, der Fritz ein Fredy, der Heinrich ein Henry.

Vom Walgum zum Hafen war es nicht weit. Am Packhof oder an den Tankanlagen - überall legten die Schiffe aus vielen Ländern an, und wir streunten um sie herum, sprachen mit den Matrosen und sammelten die Streichholzschachteln verschiedener Nationen wie Briefmarken. Natürlich waren wir auch dabei, wenn die Waren ausgeladen wurden. Wenn es auch schon Kräne gab - vieles wurde noch von den Hafearbeitern auf Zwei-Zentner-Säcken zu den Speichern oder Güterwagen geschleppt. Wenn da mal ein Sack platzte, waren nicht nur die Männer mit den handlichen Leinensäcken zur Hand - auch wir grabschten nach den Koprostrukturen, die so gut schmeckten.

Hatten wir was am Hafen ergattert, dann ging es zum Walgum zurück, denn er war unser Mittelpunkt. Wir waren noch nicht richtig aus der Schule, dann standen wir schon auf unserer Wiese und spielten Fußball, natürlich barfuß, wenn es auch verstauchte Zehen gab. Im Sommer kostete das viel Schweiß, aber schließlich hatten wir das Haff vor der Tür und konnten unweit der Tankanlagen, wo die großen Steine das Ufer des Seetiefs bildeten, Schwimmen gehen. Lagen wir hinterher auf den durchsonnten Steinen, so waren wir bald wieder trocken und konnten erneut ins Wasser springen.

Wir hatten keinen Swimmingpool und keinen Bademeister, aber wir lernten bei den größeren Boyssern das Schwimmen sehr schnell. Wer sich nicht so recht ins Tiefe traute, wurde einfach hineingeworfen. Die Großen schwammen nebenher und achteten darauf, daß der Neuling nicht unterging, sondern sich mit Hundchenpull über Wasser hielt. Die Schwimmprüfung hatte erreicht, wer etwa 30 m hinaus zu den Duckdalben schwimmen konnte, an denen die Petroleumtanker festmachten. Auch hier gab es Geleitschutz durch geübte Schwimmer. Die nächste Mutprobe war ein Sprung von der

### Ein Forstamt im Memelland (Schluß)

Zwar ist die heimliche Erde zur Zeit für uns verloren. Aber sie bleibt bestehen, wie auch der Memelstrom weiterhin fließen wird; und wer kann wissen, welche Schicksalsfügungen der Schleier einer fernen Zukunft verhüllt ...

Anlegebrücke. Wer hier den Köpfer, das Keepchen, hinter sich hatte, war in den Kreis der Schwimmer aufgenommen. Die Mutprobe für die Großen war die Überquerung des Seetiefs, das hier 400 m mißt, wobei die Strömung nicht berücksichtigt ist.

Dann ging es wieder zurück zur Wiese. Dort spielten wir neben Fußball auch Hockey, wobei wir die Schläger aus dem nahen Wald holten. Bewundert wurde, wer den besten Ast gefunden hatte. Mit dem Taschenmesser wurde dann noch nachgeholfen. Ähnlich ging es auch im Winter bei unseren Eishockeyspielen zu. Natürlich sah der Förster es nicht gern, wenn wir uns die schönsten Äste herausschnitten. Kam er uns wirklich mal in die Quere, dann sammelten wir gerade Abfallholz für die Mutter, denn davon lag ja viel herum.

Ein echter Jungensport war das Klippspiel, das mit einem Holzschläger und einem kleinen Vierkantholz mit zwei Spitzen gespielt wurde. Der Klipp wurde aus dem Mal geschlagen, und der Gegenspieler bemühte sich, ihn wieder ins Mal zu bekommen. Dabei gab es recht komplizierte Regeln.

Wir hatten so viel unbeschwerte Zeit zum Spielen, daß ich heute gar nicht weiß, wann

und wie wir unsere Schularbeiten machten. Gemacht wurden sie auf jeden Fall, denn ich wurde schön regelmäßig von Klasse zu Klasse versetzt. Dabei fällt mir die zweite Klasse in der „gelben“ Schule ein. Unser Klassenlehrer war Herr Sadowski, den wir liebevoll Satan nannten. Er war ziemlich streng und versohlte uns manchmal den Hintern mit einem Rohrstock, wenn wir etwas ausgefressen hatten. Natürlich ärgerten wir ihn auch, wo wir nur konnten. Einige Namen fallen mir noch ein: Hans Tidecks, Walter Kiupis, der Rotschopf Alfred Hölger - nur die Mädchen habe ich alle vergessen. Wir waren so um dreißig Schüler und Schülerinnen in der Klasse, und unser Lehrer wurde immer fertig mit uns.

Selbst in der Schulpause hatten wir unsere Wettkämpfe: das Pinkern um Knöpfe, das Federtippen, das Messerstechen, das Knobeln mit fünf Steinen, zu denen man Würfel aus Ziegelsteinen schleifen konnte, zu denen es aber noch besser die Gelenkwürfel aus den Schweinefüßchen gab. Mit einer Hand mußte man die Würfel nacheinander in die Höhe werfen und fangen.

Natürlich darf ich den Wintersport nicht vergessen. Unsere Schlittschuhe waren



Die Boysser bei Lehrer Sadowski

Das ist die 2. Klasse in der „weißen“ Bommelsvitter Schule im Sommer 1934. Lehrer Sadowski führte ein strenges Regiment.

museumsreif, mit geschwungenen Bogen an der Spitze, wie sie die holländischen Meister darstellten. Die ersten Ski nagelten wir uns aus Faßdauben zusammen. Wir hatten ja keine Berge, aber einige Hügel gab es in Strandvilla schon, und natürlich kamen auch Stürze vor. Wenn ich mich recht erinnere, war das Haff zu unserer Zeit 1939 oder 1940 letztmalig bis in die Ostsee hinein zugefroren. Wir wanderten damals weit auf die See hinaus, bis der Leuchtturm der Nordermole kaum noch zu sehen war. Es war schon ein mulmiges Gefühl, so weit draußen zu stehen, wo sonst die Schiffe ihre Bahn zogen. Manchmal knackte es verdächtig im Eis, und jeder dachte an brechende Eisschollen, und so eilten wir rasch dem Lande entgegen. Die Winterlandschaft war in diesem kalten Jahr von abenteuerlicher Schönheit, und wir waren begeistert von dem Eispanzer, der die Nordermole umgab.

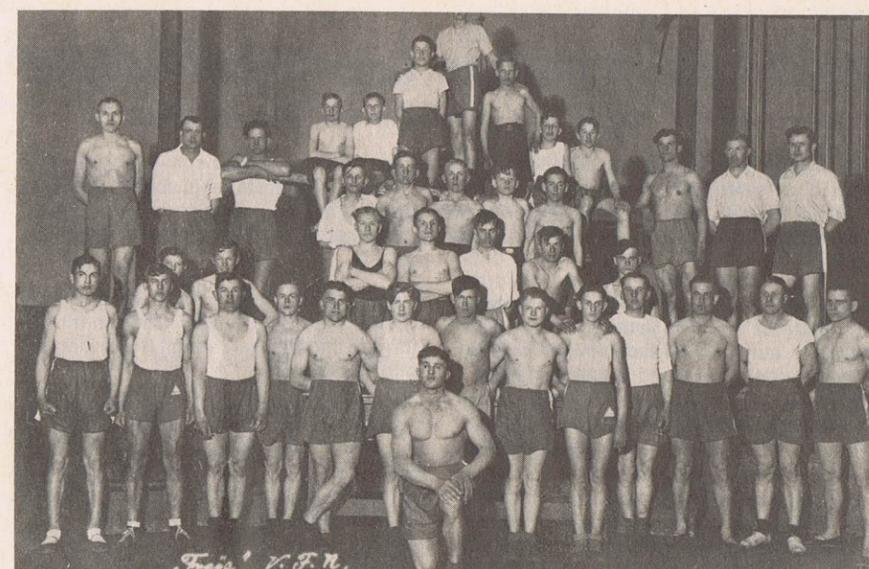
War der Winter nicht so hart, so sorgten Eisbrecher für eine Fahrerin im Schiffsverkehr. Wie gern wären wir Jungs einmal mit dem Eisbrecher „Perkunas“ mitgefahren! Leider war das nicht möglich. Kam das Frühjahr, dann brach die Eisfläche, und wir ruderten am Walgum mit den Schollen herum. Das war so ein heikles Spiel, von Scholle zu Scholle zu springen, denn leicht rutschte man dabei ins Wasser. Zwar wurde man gerettet, doch mußte man nach Hause, um warme Kleidung anzuziehen. Da gab es dann von der Mutter vor der trockenen Pracht war man wieder dabei, denn die Schollenzeit war nur kurz, und nicht jeder fiel ins Wasser.

Nach dem Eisgang kamen die Frühlingstürme, und die Memeler ließen sich nicht das Schauspiel der Wellen an den Molenköpfen entgehen. Wir aber eilten nach Mellneraggen oder - noch besser - nach Sandkrug, um nach Strandgut zu suchen. Erstaunlich, was wir da alles fanden: Bambusstangen, Netzbojen, Kanister, den Messingknäuf einer Kabinentür, ein Brett mit dem Namen eines Schiffes. Holz war immer nützlich und wurde verheizt oder zum Basteln genommen. Ja, Bernstein fanden wir selbstverständlich auch, keine so großen Stücke wie im Samland, aber auch Kleinvieh macht Mist. Stolz konnten wir durch Reibung nachweisen, daß der Bernstein magnetisch ist.

Hier muß ich noch von dem gestrandeten Dampfer erzählen, der jahrelang am Strand von Mellneraggen lag. Es war die „Raja“, und sie war für uns Jungs von der Küste eine besondere Attraktion. Ein Sturm hatte sie angetrieben, und sie sank im Laufe der Zeit immer tiefer in den Sand. Wann sie abgeschleppt wurde, weiß ich nicht mehr.

Die Einfahrt in den Memeler Hafen ist nicht einfach. An den Molen gibt es Leuchtzeichen, dann gibt es den Roten Leuchtturm und den Lotsenturm. Uns aber interessierten am meisten die Baken, die hohen Holzgestelle, die wir - natürlich - nicht besteigen durften, die wir aber - ebenso natürlich - doch bestiegen, wenn uns das niemand verbot. Wer am höchsten kletterte, möglichst noch über den Querbalken, der wurde neidlos bewundert.

Selbst für die Fischkutter, die sich mit der Einfahrt ja am besten auskannten, war die Heimkehr bei Wellengang ein Problem. Wie schnell kam manchmal während des Fanges ein Gewitter auf, eine Reihe von Sturm-



Die Boysser bei VfR Freya 1936

Beim Abschlußturnen 1936 zeigten sich die stämmigen Boysser der Freya in Form, denn die meisten von ihnen waren Bommelsvitter.

böen drohte. Schaffte man es noch bis in das Seetief hinein? Gar nicht so selten kam es vor, daß ein Kutter kenterte und die Besatzung ertrank. Tragische Momente im Fischerleben. Hatte sich der Sturm gelegt, waren die Leichen der zumeist drei Männer geborgen worden, dann ging es nach der Beerdigung gleich wieder an die Arbeit. Die Lebenden mußten auf See hinaus. Waren die Leichen aber in der See geblieben, dann war die Trauer noch schwerer und länger. Wir aber spielten schon wieder Seefahrt, nahmen uns die an Land liegenden Ruderboote oder Fischkästen, dazu allerlei Takelage, die auf den Höfen der Fischer ständig zu finden war, und träumten von fernen Meeren. Viele von uns wurden ja wirklich Fischer, Matrosen, dienten bei der Kriegsmarine.

Unser Fußballstadion hatten wir in Bommelsvitte direkt vor der Tür. Die musterhafte Einrichtung am Plantagenort wird auch heute noch von den Sowjets benutzt. Wir betrieben Fußball und Leichtathletik in der „Freya“, die besonders bei uns zu Hause war, während in der Stadtmitte die Spielvereinigung dominierte. Das waren zwei hart miteinander konkurrierende Vereine, der VfR und die SV. Da gab es genügend Reibereien für die Ortsrivalen. Noch mehr Aufregung gab es, wenn gegen einen ostpreußischen Verein gespielt wurde. Wir hatten mit dem VfR einmal den Aufstieg in die Ostpreußen-Liga geschafft, und zwar hatten wir im Entscheidungsspiel gegen Tilsit 2:1 gewonnen. In einer Schneeschlacht mitten im Winter spielten wir gegen den VfB Königsberg, eine der deutschen Spitzenmannschaften jener Zeit. Wir verloren mit 5:0, denn uns fehlte noch die Erfahrung. Wir verloren auch andere Spiele, und am Ende der Saison stiegen wir wieder ab.

Das Stadion liegt an der Hafenbahnlinie, die vom Bahnhof zum Hafen führt. Die

Strecke führte genau an unserer Fußballwiese vorbei. Kamen die Güterzüge hier in einer großen Kurve vom Hafen, so mußte das an sich nicht große Tempo noch mehr verringert werden, und wir konnten auf die Waggons oder in die Bremserräucher klettern und ein Stück mitfahren. Wer ließ sich das schon entgehen! Kamen die Eisenbahner in Sicht, die von unserer Bremserei nicht viel hielten, dann mußten wir die Flucht ergreifen.

Bis in die dreißiger Jahre fuhr durch Memel die Straßenbahn. Die Endstation in Bommelsvitte war zunächst bei Szepanski, später in Strandvilla. In diesem Ausflugslokal wurden viele Feste gefeiert, Vereinsbälle und natürlich das Fischerfest, unsere größte Veranstaltung des Jahres. Später fuhr nach städtische Omnibusse bis hier und weiter nach Försterei hinaus.

Die Fahrt durch die Plantage nach Försterei wurde im Winter gern mit dem Rodelschlitten unternommen. Fröhliche Memeler ließen sich mit 8-10 Rodelschlitten, die von einem oder zwei Pferden gezogen wurden, direkt aus der Stadt in die freie Natur kutschieren, wobei Försterei mit zwei schönen Rodelbahnen bei Franz und Ullmann winkte. All diese Schlittenkolonnen mußten am Rande von Bommelsvitte vorbei. Dort, wo die Schleswiesstraße auf die Stadtrat-Suhrstraße stieß, gab es eine „Windenburger Ecke“, an der wir auf der Lauer lagen. Bimmelten die Schlitten heran, so wurden sie mit Schneebällen empfangen und bedacht, so lange die Schellen noch zu hören waren. Nicht jeder ließ sich das gefallen, und so kam es zwischen Kavaliern und Boyssern zu berühmten Schlachten, in denen wir manchen Rückzug hinnehmen mußten.

Ich könnte noch endlos von diesen Streichen erzählen, die wir am Walgum ausheckten. Aber vielleicht haben Sie selber Lust, von Ihrer Jugend zu erzählen!

## Die Postdampferlinie Cranzbeek–Memel

Mit den Dampfern „Cranz“ und „Memel“ in die Nehrungsbäder

1918 ging der Memeler zweite Bürgermeister Pockels nach Braunschweig und nahm dabei u. a. einen Fahrplan der Memel-Cranzer Dampfschiffahrtsgesellschaft aus dem Jahre 1916 mit. Sein in Hamburg lebender Sohn Günther, inzwischen auch schon pensionierter Diplom-Physiker, überließ unserem Mitarbeiter Ernst Jahn dieses Andenken.

Dampfer „Cranz“ war zu Anfang dieses Jahrhunderts im Auftrage der Memeler Gesellschaft auf der Germania-Werft in Kiel erbaut worden und stand unter dem Kommando des alten Kapitäns le Coutre; dieser war ein Onkel des späteren Kapitäns Adolf le Coutre, der noch das Motorschiff „Kurisches Haff“ steuerte.

Die „Cranz“ war ein schlankes Schiff, das fast 12 Seemeilen pro Stunde lief – für damalige Zeit ein echter Schnellläufer. Sein fester Liegeplatz war der Hafen der Schiffszimmerergenossenschaft, der späteren Lindenau-Werft. Jeden Morgen um 6 Uhr legte das Schiff ab. Beim Auslaufen legte sich das ranke Schiff beim Auf-Kurs-Gehen nach Süden so hart über, daß riesige eiserne Gewichte auf der Brückennock bewegt werden mußten, um die starke Schlagseite zu beheben. Abends um 18 Uhr traf die „Cranz“ wieder in Memel ein.

Wenn der Dampfer zu Pfingsten den Massenverkehr nicht schaffen konnte, wurde abends nach Rückkehr von der normalen Tagestour noch einmal die Fahrt nach Schwarzort gemacht. Von dort ging es überladen zurück nach Memel, wo man – meistens – um 21 Uhr wieder ankam. Meistens! Denn bei Überlastung der „Cranz“ kam es zum Auflaufen in der Nähe des Schweinsrückens, einer langen Sandbank im Nordhaff. Mit Rangieren und Wuchten von einer Seite zur anderen kam aber die „Cranz“ wieder – wenn auch nach Stunden – wieder frei. Aber am nächsten Morgen um 6 Uhr mußte fahrplanmäßig die Tour nach Cranzbeek wieder gefahren werden.

Das Schiff wurde etwa 1926 an die Reederei Bieber verkauft, die es im Dienste der memelländischen Nehrungsbäder einsetzte. Bieber gab die „Cranz“ dann nach Tilsit ab. Bei einer Überschwemmungskatastrophe trieb der flachgehende Dampfer auf die Wiesen am Memelstrom gegenüber Tilsit, wo er fast zwei Jahre auf dem Trockenen lag. Dann wurden die Aufbauten abgenommen. Maschine und Kajüteinrichtungen wurden ausgebaut, und der leere

Rumpf schwamm beim nächsten Hochwasser auf und wurde im Tilsiter Binnenhafen als Lagerschiff verwendet. Hier stand er noch vor dem zweiten Weltkrieg im Dienst und dürfte inzwischen wohl das Zeitliche gesegnet haben.

Der Fahrplan der Postdampferlinie sieht für 1916 täglich zwei Fahrten ab Memel und Königsberg nach Rossitten, Nidden und Schwarzort vor, und zwar durch die Königsberg-Cranzer Eisenbahn (vom Memeler Königsberger Nordbahnhof nach Cranzbeek) und durch die Postdampfer „Cranz“ und „Memel“, jedoch nur in der Sommersaison vom 1. Mai bis 20. August. Vom 1. Juni an konnte man von Neukuhren aus mit der Bahn nach Cranzbeek gelangen, um von dort einen Tagesausflug auf die Nehrung zu

machen. Dabei konnte man sich entweder Rossitten mit 8½ Stunden, Nidden mit 6½ Stunden und Schwarzort mit 3 Stunden Aufenthalt auswählen.

„Vorzügliche Oekonomie an Bord beider Dampfer“, heißt es im Fahrplan. Die Wirtin der „Cranz“ hieß Borkowsky; ihr Mann war Wirt der Memeler Freimaurerloge. Ihr Omelett, das es täglich mittags an Bord gab, war eine Spezialität. Von Memel fuhr die „Cranz“ früh um 6 nach Süden, um Cranzbeek um 11.50 Uhr zu erreichen. Die „Memel“ fuhr

## Bauer Piepenbrink aus Memel

Günter Willumeit ist Zahnarzt und – Humorist

Ob er den Zahnarztchlagler „Über sieben Brücken mußt du gehn“ singt, ist nicht bekannt. Auf keinen Fall würde Günter Willumeit das während seiner Praxis in Bad Segeberg tun, denn auch bei ihm gilt der preußische Spruch: „Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps!“

„Wenn ich meine Patienten behandle, gibt es keine Parodien und keinen Quatsch. Hier bin ich nur der Zahnarzt!“ Das bekennt der bekannte Humorist Willumeit, öfter als Bauer Piepenbrink bekannt. Wenn auch seine Kollegen vom weißen Kittel die Nase rümpfen sollten – nach der Praxis legt er den Bohrer weg und wird ein Mensch wie jeder andere, auch mit seinen Witzen und Liedern.

Günter Willumeit ist Memeler, heute an die vierzig. Erinnerungen an Memel und die Umgebung – da ist nicht viel geblieben. Seine Jugendzeit – das ist Bad Segeberg, sein Elternhaus, wo er auch hingengeblieben ist.

Ob er das Parodieren aus der Familie hat? Auf alle Fälle wurde sein Talent schon in der Schulzeit entdeckt. Kaum war der Lehrer aus dem Klassenzimmer, da machte ihn Günter schon so treffend nach, daß die Kameraden vor Wiehern aus den Bänken fielen. Heute hat er über fünfzig Sprech- und Gesangsstimmen „auf der Pfanne“ und kann Abende und Langspielplatten mit seinen Blödeleien füllen.

Nach dem Abitur diente er seine Militärzeit bei der Flugabwehr in Schleswig-Holstein ab. Er brachte es bis zum Oberleutnant und hatte am Ende so viel auf der Kante, daß er sein Zahnmedizinstudium in Kiel finanzieren konnte.

Wenn er sich an seine Zeit beim Bund erinnert, meint er, daß er sich auch dort durch seinen Humor und seine Gitarre beliebt machen konnte. Seine Patienten schwören auf ihn – nicht nur als Parodist.

Memel-Cranzer  
Dampfschiffahrts-Gesellschaft,  
MEMEL.



um 14.30 Uhr ab und kam um 20.40 Uhr in Cranzbeek an. Umgekehrt startete die „Memel“ um 7.40 Uhr in Cranzbeek und war um 13.50 Uhr in Memel, während die „Cranz“ um 12.10 Uhr Cranzbeek verließ und um 18 Uhr in Memel war. Der Fahrpreis der Dampferfahrt über das Haff betrug in der 1. Kajüte 5,50 Mark, in der 2. Kajüte 3,40 Mark. Dreitägige Rückfahrkarten kosteten 7,80 bzw. 4,90 Mark.

Sie freuen sich, wenn ein heiter gestimmter Arzt ihnen hilft, die Angst vor dem Zahnarzt zu überwinden. Seine Praxis ist immer voll, obwohl er in drei Behandlungszimmern zirkuliert. Zwischen Arbeit und Hobby trennt er genau, aber er gesteht auch, daß Arbeit ein bißchen Freude machen soll. Und wer auf dem besagten Stuhl sitzt, soll sich nicht verkrampfen, sondern nach dem Kopfhörer greifen und sich von James Last berieseln lassen.

Nach der Praxis hält es der Memelländer wie seine Witzfigur – der Bauer Piepenbrink. „Nur keine Hektik“, so heißt es bei ihm, er entspannt sich mit seinen Musikinstrumenten. Er legt gern eine Oldtime-Jazzplatte auf den Teller. Wenn er genügend Zeit hat, radelt er durch die schöne Landschaft, am liebsten mit dem selbstgebastelten Tandem – aber das ist eine Geschichte für sich.

Für seine Besucher stürzt er sich sogar in die Küche, um die schönsten memelländischen Rezepte aus Omas Jugendtagen hervorzukramen. Am besten gelingt ihm Glumstorte ohne Boden, und für seinen Sauerampferbartsch – ebenfalls von Oma – ist er berühmt.

Wenn er bei Tische bekennt, daß die Suppe von ihm stammt, mag mancher Gast zunächst eine Gänsehaut kriegen – aber dann sagt er doch: „Noch ein Scheppkausch!“

Wie er zu seinen Einfällen kommt? Ringelnatz oder Heinz Erhardt haben ihm viel geholfen. Nicht, daß er bei ihnen abschreibt, denn bei ihm ist alles auf eigenem Mist gewachsen. Aber die Art, eine Pointe zu setzen, das läßt sich schon perfektionieren, auch wenn man den Humor in die Wiege gelegt bekam. Heute ist er so gefragt, daß er von zehn Angeboten nur eins nehmen kann. Qualität hat ihren Preis – besonders seit er wiederholt im Fernsehen auftrat und seit seine Platten laufen. Unter 3000 DM ist bei ihm für eine Abendgag nichts drin.

## Sie nannten mich Dickus

Erinnerungen aus der Kindheit – Von Fritz Walleneit

Meine Wiege stand am Kurischen Haff. Meine Eltern waren fleißige, bescheidene und redliche Menschen aus einem Bauern- und Fischerdorf. War in ihrem Dorf jemand in Not geraten, so war nachbarliche Hilfe selbstverständlich. Wer gegen das Gebot der Nächstenliebe verstieß, wurde von den Bewohnern gemieden. Größere Arbeiten und Probleme wurden in der Dorfgemeinschaft gelöst, ob es um das Ausbessern eines Weges, um das Torfstechen oder den Getreidedrusch ging.

Wir waren damals Selbstversorger. Strick- und Webwolle, Leinen, Netze – alles wurde an den langen Abenden, meist während der kalten Jahreszeit, hergestellt und verarbeitet. Spinnräder, Geräte zum Flachs- und Hanfbrechen sowie Webstühle gehörten zu jedem Haushalt. Natürlich wurden auch Fische für den Eigenbedarf gefangen.

Die Großmütter strickten. Jüngere Frauenhände bedienten die Spinnrocken und die Webstühle. Großvater mußte Holz hacken und Netze knüpfen. Die älteren Kinder walkten die fertigen Wollstrümpfe und Handschuhe, wenn sie die Schulaufgaben gemacht hatten. Wollsachen wurden zum Walken in warme Seifenlauge getaucht und so lange über den Boden eines Weidenkorbes im Seifenschaum gerollt, bis sich die Maschen verfilzten. Dann wärmten die Strümpfe besonders gut und waren auch haltbarer.

War das Haff mit einer tragbaren Eiskecke überzogen, so erntete man das Rohr das man zum Decken und Ausbessern von Dächern brauchte. Vor Martini begann das Gänseschlachten. Zum Federrufen wurden viele Hände gebraucht. Nach der Arbeit gab es die schmackhaften Gänseblutflinsen, die bei mir noch heute das Wasser im Munde zusammenziehen lassen. Im Frühjahr, Sommer und Herbst waren alle Hände jeden Alters fleißig bei der Landwirtschaft beschäftigt, oft bis in die späte Nacht hinein, wenn Regen befürchtet wurde. So hatte jeder eine wichtige Aufgabe für seine Familie zu erfüllen und war voll ausgelastet. Auf Dummheiten, wie sie heute an der Tagesordnung sind, konnte niemand kommen. Die Welt war noch heil.

### Bauer Piepenbrink (Schluß)

Eine Schulfreundin, die ihn schon in der Klasse bewunderte und der er oft die Büchertasche nach Hause trug, wurde seine Frau: die Heinke aus Bad Segeberg. Sie ist seine Helferin in der Praxis, sitzt auf seinem Tandem mit ihm, und sie nimmt alles unter die Lupe, was ihr Mann vortragen will. Nur wenn sie zustimmt, kommt sein nächster Gag ins Programm.

Und hier zwei echte Piepenbrinks zur Auswahl:

Piepenbrink trifft seinen Freund. Der fragt: „Hast du mit deiner Frau Ärger?“ – „Nein, die beiden Schneidezähne wollte ich mir sowieso ziehen lassen!“

Ein Freund zu Piepenbrink: „Meine Frau ist ja ein Engel!“ Piepenbrink: „Du hast es gut, meine lebt noch!“

Mich nannten sie Pamply, also den Dickus. Mit gönnerhafter Gutmütigkeit, mit breitem Grinsen nannten sie mich so und tätschelten mir den Kopf. Manchmal schrie auch jemand wütend „Pamply!“ Das war für mich Alarmstufe! Nichts wie abhauen! Irgendeine Schandtat von mir hatte man wohl wieder entdeckt. Vielleicht lief ein halbgerupftes Huhn mit viel Wehklagen herum. War das meine Schuld? Hatte man mir nicht die Barbarei gezeigt, friedliebende Gänse massenweise abzuschlachten und zu rupfen . . . Jedenfalls – wenn der Ruf „Dickus“ ertönte, schaute ich dem Ruffer erst mal ins Gesicht, denn mein Gewissen war selten ganz sauber, und von meinen Händen, Füßen und Ohren will ich schon gar nicht reden. In einer Regentpfütze oder in einem Wasserloch ließ es sich im Sommer wunderbar suhlen. Bezahlen mußte ich diese Freuden mit dem Abschrubben in einem Holzbottich. So etwas empfand ich als Greuel. Das Feuer im Küchenherd ging nie aus. Ein Kessel mit warmem Wasser stand für den Dickus immer bereit. Immer waren es die Frauen, die trotz meiner Protestschreie die Bedürfnisse eines Mannes mißachteten. Weibwirtschaft. Die Männer waren im Kriege.

Zum Glück besaß ich einen wirklichen Freund: Maskols Elins, den jungen russischen Kriegsgefangenen, der unserem Nachbarn für die Landwirtschaft zugeteilt worden war. Ob er wirklich so hieß? Er wurde jedenfalls so gerufen, weil jemand seinen Namen so verstanden hatte. Nur eine Gartenforte trennte meinen Freund von mir. Er verstand meine Sprache nicht, und ich verstand die seine auch nicht. Doch die Zeichensprache kann Völker verbinden. Man muß nur dem Partner aufmerksam

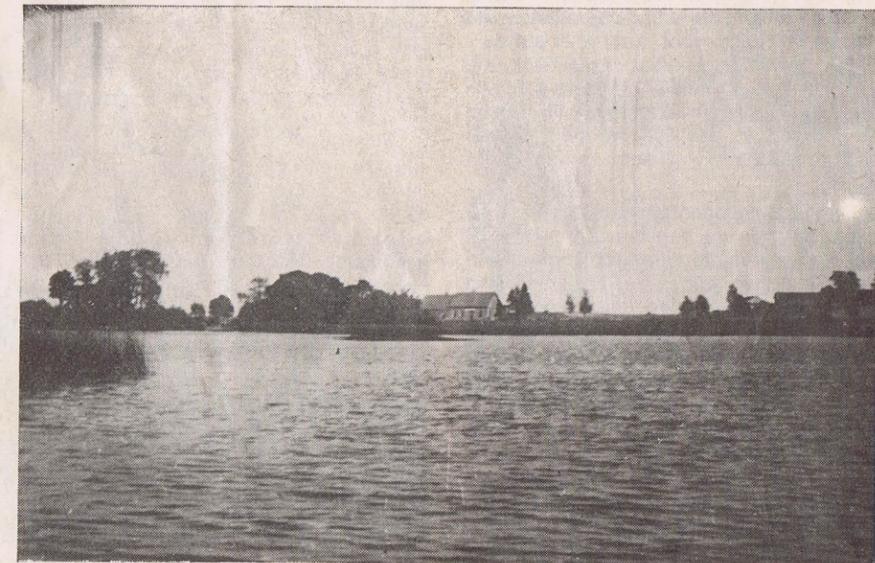
ins Gesicht schauen. Das war nicht mal ein Dreikäsehoch. Nicht mal Hosen gab man mir, nur ein Kleidchen. Übrigens eine sehr praktische Bekleidung, wenn der Bottich samt Kleiderwäsche fällig war.

Meine eigenen Gedanken machte ich mir über das große Bild in der Schlafstube, das zwei pausbäckige Engel zeigte. Warum sahen die „Engel“ in meiner Küche, die retend zur Stelle waren, um mich einzuweichen, so anders aus! Und warum hatte der böse Ganter, der mit mir überhaupt keinen Spaß verstand, Flügel wie ein Engel, während Frauen offensichtlich keine Flügel besaßen? Wunder über Wunder!

Viele Gefahren drohten dem Dickus. Sollte ich zur Maskols Elins hinüber, so mußte ich an mehreren Bienenstöcken vorbei. Ging ich leise und langsam vorüber, so drohten keine Gefahren. Aber einmal versuchte ich, eine Biene zu streicheln. Sie hatte ein molliges Fellchen und war dabei, in einer Blüte Nektar zu sammeln. Ein Stich in den Zeigefinger war die Quittung für meinen Anbiederungsversuch. Vielleicht hatte ich versäumt, ihr etwas vorzusingen, z. B. „Summ, summ, summ! Bienchen, summ herum!“ Mit viel Geschrei eilte ich in die Küche. Der Finger mußte bepustet werden, bis mein Geschrei verstummte. Dann wurde mit kühler, dicker Milch aus dem Keller und viel Verbandsmaterial der Schaden geheilt.

Einmal stromerte ich mit älteren Spielkameraden an den Bienenstöcken vorbei. Ein Junge hob den zuvor mit Spucke angefeuchteten Zeigefinger hoch und prüfte die Windrichtung. Das war mir neu. An einer Stelle vor den Bienenstöcken mußte ich stehen bleiben. Ahnungslos tat ich auch das. Plötzlich war ein wütender Bienen-schwarm hinter mir her, und ich mußte um mein Leben rennen. Erst später begriff ich, daß da einer der Gefährten sich den Spaß gemacht hatte, einen gegen die Biene riezen zu lassen. Und die Bienen hatten mich für den Stänkerer gehalten!

Einmal entdeckte ich eine seltsame Ge-



Am Mühlenleiteich von Ablenken

Auf dem Willkischker Höhenzug hart am Tal des Jurafusses liegt Gut und Dorf Ablenken. An der Straße von Willkischen nach Laugbargen, dort wo der Weg nach Gillanden abzweigt, breitet sich der Mühlenleiteich aus, an dessen Ufer die ehrwürdige Wassermühle zu sehen ist.

stalt mit Kapuze und Sieb vor dem Gesicht an den Bienenstöcken. Neugierig ging ich näher. Aber die Gestalt schrie „Dickus“ und fuchtelte mit den Händen herum. Ich verzog mich aus dem Gefahrenbereich, und hinter mir sauste die komische Gestalt in den dunklen Schuppen, um sich die Hosen herunterzuziehen! Es war Maskols Elins, der mich hatte warnen wollen und dem eine Biene ins Hosenbein gestochen hatte.

Bald darauf erschien Maskols Elins mit breitem Grinsen im Garten, hielt etwas in der Hand und rief „Dickus“. Er war mir unheimlich geworden. Schließlich fingen die kichernden Frauen mich ein. Als der Russe mir eine Honigwabe zum Lutschen schenkte, war mein Mißtrauen wie fortgeblasen. Er drückte mich beruhigend an seine Brust, und ich erwiderte seine Liebkosungen. Er wischte seine Hand über das Gesicht. Wa-

ren es Tränen der Rührung über ein unschuldiges Kind gewesen? Oder hatte ich ihm mit meinen honigbeschmierten Fingern den Schnurrbart verkleistert?

Jedenfalls hatten wir beide unter der Weiberherrschaft zu leiden. Er wurde ständig verurteilt, und ich konnte meinen Kopf nicht durchsetzen, wenn wieder einmal der Waschbottich drohte. Darum waren wir beiden Männer eine Schicksalsgemeinschaft. Nur, daß wir uns nicht aussprechen konnten!

Als ich eines Tages meinen Freund besuchen wollte, war er nicht mehr zu finden. Man versuchte, mir zu erklären, daß er auch einen solchen kleinen Dickus im fernen Rußland habe, den er aufsuchen wolle. Eines Tages komme er wohl wieder zurück. . . . Damals sah ich das nicht als Drohung an.

Das Astragalus-Spiel befruchtete die griechische und römische Kunst jener Zeit. Vasenbilder, Wandgemälde, Marmorgruppen, Terrakotten und geschnittene Steine zeigen sowohl Astragalspieler als auch Astragale selbst. In der Antikensammlung der Welfen auf der Marienburg bei Hannover befindet sich eine römische Marmorfigur einer Astragalspielerin.

Vor den Griechen übernahmen die Römer das Spiel. Die Knöchelchen dienten ihnen aber auch noch zur Wahrsagung: „Zum Werfen der Lose“.

Das Spielzeugmuseum in Sonneberg in Sachsen-Meiningen weist die Astragale als Vorläufer unserer Spielwürfel aus. Ist doch dieses antike Knöchelspiel eines der ältesten Spiele der indogermanischen Völker. Da der Astragalus nicht künstlich gefertigt ist, mußte er jedem primitiven Hirtenvolk förmlich in die Hände fallen.

Nach „Der gemeinsame Weg“, Nr. 15/79.

## Liebe Memeler Dampfboot!

### Die Mühle von Lippke

„Zu dem Artikel über die memelländischen Windmühlen (Nr. 6/88) teile ich mit, daß die Schmelzer Mühle nicht in der 4. Querstraße, sondern in der Mittelstraße lag. Der Mühlenbesitzer in der Mittelstraße 1 hieß G. Lippke. Er hatte drei Töchter, darunter auch Ella Lippke aus dem Dampfboot-Verlag, die auch in der Oldenburger Druckerei arbeitete. Die Mühle von Arno Jahn war eine Dampfmühle und stand in der Steintorstraße.“

Gertrud Mikschas  
Gabelsbergerhofstr. 4  
8901 Welden



### Heu wird nach Heydekrug gebracht

Das Memeldelta besteht aus mehreren Inseln, die saftige Weiden ergeben. Zum Teil wurde das Heu einst über die Brücken von Pokallna und Ruß aufs Festland oder auf Kähnen über das Haff zur Nehrung abtransportiert. Hier wird der Heutransport besonders praktisch geregelt: Ein Heufuder wird auf zwei Kähne verladen und auf der Sjesze bis nach Heydekrug gebracht. Die Aufnahme wurde aus einem Motorboot heraus gemacht.

## Memelländisches Kinderspiel – neu entdeckt

Wer erinnert sich noch an die Kinderspiele seiner Jugendzeit? Sieht man heute in einem Spielwarenladen neben Plüschlöwen und Sprechfunkanlagen, mal einen richtigen Holzkreisler mit einer Peitsche, dann bleibt man plötzlich stehen: Gibt es so etwas noch! Wer spielt heute mit dem Reifen, wer anmutig mit einem bunten Ball, mit dem einst noch nicht gebolzt wurde? Auch Murneln gibt es wieder in Säckchen, gläserne und irdene – aber welches Kind versteht, damit zu spielen? Bittegrün und Federtippen sind verschwunden.

Am meisten schmerzt vielleicht, daß echtes memelländisches Brauchtum aus den Kinderstuben verschwand. Wo gibt es noch weiche Höfe, auf denen man Messerstechen spielen konnte? Wo sieht man Mädchen beim Hoppskästchen? Wo ereifern sich noch Jungen bei Klipp und Pinkern? Manche Spiele waren – vielleicht unter anderen Namen – auch im übrigen Deutschland bekannt. Aber das Kurbeln – schon in Griechenland als Astragaluspiel bekannt – gab es im Reich nicht, wohl aber auf dem Balkan, in Polen, Spanien, Frankreich, Italien, Portugal, in Persien und Armenien, in der Türkei und in Arabien. Und natürlich im Memelland, wo das Knöchel- oder Kurbelspiel besonders von den Jungen geübt wurde.

Für das Spiel benötigt man fünf Knöchelchen, die bei uns von den Sprungbeinen der Schweinehinterfüße genommen wurden. Sie sehen würfelförmig aus und sind griffig. Wer keine Knöchelchen fand, schliff sich Würfel aus Ziegelbrocken zurecht.

Gespielt wurde mit fünf Steinchen. Das Spielfeld hatten die Spieler vor sich: sie saßen auf dem Boden. Zuerst wurde ein Astragalus hingelegt und ein anderer hochgeworfen. Während dieser in die Höhe stieg, mußte der liegende ergriffen werden. Dabei mußte die Hand bereits für den fallenden Astragalus geöffnet sein. Beim zweiten Wurf müssen zwei Knöchel in der Hand sein, dann drei und schließlich vier.

Der Ursprung dieses Spiels ist, wie gesagt, im antiken Griechenland zu suchen. Es war keineswegs ein bloßes Geschicklichkeitsspiel. Es war auch ein Glücksspiel, und es hatte kompliziertere Würfel als spä-

ter bei uns. Das Spiel beschloß gewöhnlich die Gastmähler.

Die alten Griechen verwendeten beim Spiel nur vier Astragale. Durch das Fallen der Knöchel waren 35 Kombinationen möglich. Gespielt wurde um Nüsse, Mandeln, Bohnen oder auch um Geld. Weitgehend waren aber auch Astragale der Einsatz. So erklärt sich die große Menge solcher Knöchel in Kindergräbern aus jener Zeit. Man hat schon Gräber freigelegt, die Hunderte von Astragalen enthielten. Ja, in dem Grab eines Jungen lagen einmal mehr als tausend Astragale.

Die alten Griechen – und zwar sowohl Erwachsene als auch Jugendliche – waren leidenschaftliche Astragalspieler. Wie Homer erwähnt, tötete der kleine Patroklos einen Spielgefährten in einem Streit beim Spiel der Knöchel.

## Kleine Heimatnachschau

### Konrad Tobiaschus †

Am 1. Mai ist unser Kamerad Konrad Tobiaschus im Alter von 66 Jahren von uns gegangen. Er stammte aus einem in Pogegen als Familienunternehmen geführten Gasthaus mit Kolonialwarengeschäft. Im Sportverein und in dem später gegründeten Wandervogel Pogegen war er die treibende Kraft. Auch seine Schwester Elsa und sein Bruder Ewald setzten sich für die Volkstumsarbeit ein. Ob es um Sportgeräte, Bücher oder Noten ging, Konny kannte den guten Draht über die Grenze nach Ostpreußen, die nicht immer durch den Zoll gehen mußte.

Im Februar 1934 wurde er im Rahmen des Neumann-Saß-Prozesses angeklagt und zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt. Im März 1935 kam er wieder frei und beteiligte sich aktiv an den Landtagswahlen im September. Die Jugendarbeit im Kreise Pogegen nahm er sehr ernst. Bei seiner steten Einsatzbereitschaft mußten für ihn oft Interessen des väterlichen Geschäfts zurücktreten. Auf Konny war immer Verlaß!

Im Herbst 1937 wurde er erneut vom Kriegskommandanten verurteilt, und zwar sollte er auf unbegrenzte Zeit, nämlich für die Dauer des Kriegszustandes, der schon elf Jahre währte, in ein Arbeitslager in Litauen eingewiesen werden. Die Begründung lautete, Tobiaschus habe sich nach seiner Verurteilung im Kownoer Kriegsgerichtsprozeß nicht gebessert. Konny trat auf Anraten seiner Kameraden diese unsinnige Strafe nicht an. Er setzte sich nach Ostpreußen ab und kam erst mit der Heimkehr des Memellandes zurück.

Es ist bezeichnend für ihn, daß er sich mit Beginn des Krieges freiwillig zu den Fallschirmjägern meldete. Während des Krieges nahm er auch an Fallschirmesätzen hinter der Front teil. In Italien geriet er in amerikanische Gefangenschaft.

Nach dem Zusammenbruch arbeitete er zuerst als Oberkellner in Stade, bis es ihm gelang, hier eine Gastwirtschaft zu eröffnen. Zusammen mit seiner Ehefrau schuf er sich in den folgenden Jahren eine sichere Existenzgrundlage für die Familie, zu der zwei Söhne und eine Tochter gehören.

1979 konnte Tobiaschus, der auch dem Heimkehrerverband angehörte, den Betrieb verpachten und sich zur verdienten Ruhe setzen. Lange war ihm dieser Ruhestand nicht beschieden. Ostern 1981 erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte.

Seine memelländischen Kameraden gedenken seiner mit einem Dichterwort, das auf ihn voll zutrifft:

*Ich bin alt.  
Ich weiß mancherlei, das ich in meiner  
Jugend  
nicht gewußt habe, das versteht sich.  
Und doch: Ich meine, daß der alte Mensch  
von seinem Alter nur dann etwas hat,*

*wenn er seine Kindheit, seine Frühzeit,  
ernst nimmt.*

*Wenn er zu all dem steht, stehen kann,  
was er damals geglaubt, gehofft und geliebt  
hat.*

*Kann er das nicht, dann wird er erbärmlich  
arm sein. –*

*Ich kann euch sagen, daß ich sehr reich bin.  
B. D.*

### Werner Schmidt †

Wie bereits in der Juninummer angezeigt, verstarb am 17. Mai in einem Flensburger Krankenhaus einer unserer Getreuesten, der Memeler Werner Schmidt. Vielen noch aus der Altstädtischen Knaben-Mittelschule bekannt, wurde er am 25. 5. 1922 in Memel geboren. Sein Vater



war der Buchdrucker und Korrektor Richard Schmidt aus der Wiesenquerstraße. Er sagt von sich selbst, daß er bereits im vierten Lebensjahr nach einem harmlos erscheinenden Unfall zum Krüppel auf Lebenszeit wurde. Mehr als fünf Jahre mußte er in Krankenhäusern verbringen. Nach der mittleren Reife war er Verwaltungslehrling bei der Stadtverwaltung, dann Inspektoranwärter. Kurz vor seiner Ernennung zum Stadtinspektor mußte er Memel am 10. Oktober 1944 verlassen. Lange dauerte es nach der Flucht, bis er wieder Fuß fassen konnte. Frühzeitig wurde er erwerbsunfähig. In dieser harten Zeit bescherte ihm das Schicksal seine Lebensgefährtin, mit der er gemeinsam in St.-Peter-Ording an der Nordseeküste seine Bleibe fand. Hier konnte er sich durch sein bescheidenes, gefälliges Wesen und seine Hilfsbereitschaft sowie durch ehrenamtliche Tätigkeiten viele Freunde erwerben. Achtung und Wertschätzung wurden ihm zuteil. Schon glaubte er, den besseren Teil des Lebens erreicht zu haben – da holte ihn die Krankheit ein und schlug zu. Er trug auch diesen Schlag mit großer Geduld. Vor uns liegen Zeilen, die er einem Freund schrieb: „Ich bin dankbar für jede Stunde, die mir der Herrgott geschenkt hat. Denn selbst in den Monaten und Jahren, die ich außerhalb eines sogenannten normalen Lebens verbringen mußte, habe ich niemals den Glauben und die Zuversicht verloren, daß alles, mir vorbestimmt und zu meinem Besten gedacht war. So gesehen, kann ich meine Augen auch beruhigt für immer schließen und Dank sagen all denen, die es gut mit mir meinten.“

Wir Memeler denken an Werner Schmidt auch als an den humorvollen Sportler von der Spielvereinigung, der bei den Memelern in den sechziger Jahren in Mannheim immer mit von der Partie war, wenn Hilpert die kleine Schar der Memeler Fußballer zu einem Treffen mit dem VfR Mannheim zusammenrommelte. Er wird uns diesmal in Mannheim fehlen.

## Wir gratulieren

**Dorothea Genuth** aus Schieschgirren, Krs. Heydekrug, zum 82. Geburtstag am 4. Juli. Sie stammt aus der Familie Kakies in Preil (Kurische Nehrung) und heiratete 1921 den Landwirt und Fischer Max Genuth. Später kauften beide noch einen Bauernhof in Neu-Rugeln hinzu. Drei Kinder feierten am 11. Juli mit den Eltern die diamantene Hochzeit. Nach Flucht und Vertreibung kam die Familie über Meckleburg und Pommern nach Braunschweig. Tochter Hilde wurde nach Dänemark verschlagen und gebar dort im Lager einen Sohn. Sohn Artur kam als junger Soldat in amerikanische Gefangenschaft. Ihr Ehemann Max kam als Volkssturmmann noch nach Rußland, wurde aber 1946 entlassen. Den Geburtstag feierte das Geburtstagskind in der Halberstädter Straße 8, 3300 Braunschweig. Sie liest noch mit Begeisterung die Heimatzeitung und würde sich freuen, wenn sie von Landsleuten aus Neu-Rugeln und von der Nehrung Post erhält. Wir wünschen Frau Genuth weiterhin Gottes Segen und gute Gesundheit!

**Betty Rimkus** geb. Lauszus zum 80. Geburtstag am 13. 7. 1981

Frau **Betty Rimkus** stammt aus Lasdehnen und war verheiratet mit dem Mechaniker Puplicks aus Caardjuthen, der seit 1959 verstorben ist. Als Witwe wurde sie durch die Flucht nach Ostfriesland verschlagen, hat dann wieder einen Landsmann geheiratet, mit dem sie 11 Jahre glücklich zusammen wohnte im eigenen, neubauten Haus. Nach dem Tode ihres Mannes wohnt Frau Rimkus in 2945 Neustadtgödens, Brückstraße 52, wo sie ihren Lebensabend verbringt. Es gratulieren herzlich die Bekannten und liebe Nachbarn, sowie sämtliche Vereine, in denen sie Mitglied war. Frau Rimkus würde sich sehr freuen, wenn jemand sich ihrer noch erinnert und einige liebe Zeilen schreiben würde, wofür sie sehr dankbar wäre.



**dem Zahnarzt Christoph Grops** aus Gropischken, Krs. Memel, zum 70. Geburtstag, am 8. August. Unser Landsmann ist ein langjähriger und begeisterter MD-Leser. Er wohnt in 2962 Grossefehn 3, Brookswall 1, wohin unsere besten Glück- und Segenswünsche gehen.

**Else Lusza**, geb. Jakomeit, zum 80. Geburtstag am 25. Mai. Die Jubilarin stammt aus Augstumal, Krs. Heydekrug, und denkt an die schöne Moorgegend, an die sie so viele Erinnerungen knüpft, mit Sehnsucht zurück. Sie wohnt heute in 2351 Trappenkamp, Droselweg 1, wohin wir unserer Leserin die besten Glück- und Segenswünsche schicken.

**Marie Schepoks**, geb. Labeit, zum 80. Geburtstag am 19. Juni. Die Jubilarin wohnte in der Heimat in Szieszkrant bei Ruß, im Kreise Heydekrug, und sie sehnt sich an den Strom zurück, an dem sie die langen Jahre bis zur Flucht verbrachte. Heute lebte sie in 4972 Löhne 1, Kösterstr. 17, wohin unsere besten Glück- und Segenswünsche gehen. Sie ist eine eifrige Leserin der Heimatzeitung.

**Hedwig Niemann** zum 85. Geburtstag am 29. Juni. Die Jubilarin stammt aus Pakamonen, Krs. Pogezen, und ist eine treue MD-Leserin. Sie wohnt heute in 4100 Duisburg 12, St.-Viether-Str. 21, und wird sich freuen, wenn sich Nachbarn und Bekannte ihrer erinnern.

### Memel reicht bis Carlsberg

Die letzte Eisenbahnstation von Tilsit in Richtung Memel heißt Carlsberg, das die Litauer Rimkai nannten. Heute befindet sich an der Chaussee, dicht am Bahnhof, Carlsberg das Ortsschild für das Memeler Stadtgebiet. Die Stadt hat sich fast bis Carlsberg ausgedehnt. Zwei Kilometer von Carlsberg halten schon die Stadtbusse bei der neuen Busstation Zardininkai. An der Chaussee befand sich früher eine Volksschule aus roten Ziegeln, die wohl zu Götzhöfen gehörte. Sie ist in diesem Frühjahr abgerissen worden.

Das Memeler Lehrerseminar ist heute eine Filiale des Pädagogischen Instituts Schaulen. Hier werden nicht nur Lehrer, sondern auch Chorleiter, Schauspieler, Regisseure und Tänzer ausgebildet.

### WER - WO - WAS?

**Niels von Holst**, Baltendeutscher aus Riga, veröffentlicht im Berliner Gebr. Mann Verlag ein Werk über den Deutschen Osten und seine Bauten, das etwa 200 Abbildungen zeigen wird. Das Buch berichtet von den Anfängen der Kreuzzugidee bis zur Europäisierung Rußlands und wird besonders ausführlich die Ordensbauten bis Narwa hinauf schildern und Memel bestimmt nicht vergessen. Wir machen auf den Erscheinungstermin im Herbst schon heute aufmerksam.

**Hermann Sudermann**, memelländischer Dramatiker, stand im Mittelpunkt der Monatsversammlung der LO-Gruppe Eutin am 5. 6.

**Anna Albrecht** aus Memel, Kantstraße, heute in der Nähe von Chicago wohnend, war Gast des Hamburger Memeltreffens in Pflanzen und Blumen.

## Memeler Dampfboot

DIE HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLÄNDER

Herausgeber F. W. Siebert, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14 A, Telefon 0441/36535. Schriftleitung F. W. Siebert unter Mitarbeit von H. A. Kurschat, 8700 Würzburg-Heldingsfeld, Nikolaus-Fey-Straße 72. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Schriftleitung. Einsendungen nur an den Verlag des „MEMELER DAMPFBOOT“, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14, erbeten. - Druck und Versand: Werbedruck KÖHLER + FOLTNER, 2900 Oldenburg, Ostlandstraße 14, Telefon 0441/33170. Bankverbindungen: Oldenburgische Landesbank AG, Konto-Nr. 56 884; Volksbank Oldenburg, Konto-Nr. 23 495. Postscheckkonto: Werbedruck Köhler + Foltner, Hannover, Nr. 229 46. - Bezug nur durch den Verlag. - Vierteljährlicher Bezugspreis: 7,50 DM.

## Auf dem MD-Bücherbrett

### KIEW

Die größte Kesselschlacht der Geschichte  
W. Hacht

Über die größte Kesselschlacht, die es jemals gab, berichtet erstmals in dieser Ausführlichkeit Werner Haupt. Durch sein Buch wird die gewaltige Dimension dieser Schlacht erkennbar, aber auch deutlich, daß Hitler mit seiner Entscheidung, diese Schlacht zu schlagen, gleichzeitig die Aussicht verspielte, noch vor Wintereinbruch 1941 Moskau einzunehmen. Ein großer, packender Bericht, der viele bislang unbekannt gebliebene Einzelheiten enthält, und der auch das tragische Schicksal der im Kessel eingeschlossenen russischen Soldaten nicht ausspart.

160 Seiten - 60 Fotos - 9,80 DM - Podzun-Pallas-Verlag GmbH., 6360 Friedbert 3, Markt 9.

### OSTPREUSSEN, WESTPREUSSEN, POMMERN, SCHLESIEN, SUDETENLAND 1944/1945

Die Bilddokumentation der Flucht und Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten  
Werner Arndt

In veränderter und verbesserter Ausgabe erscheint unter dem obigen Titel der große und umfassende Bildband über die Flucht und Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten.

Es hat Jahre gedauert, bis in mühevoller Arbeit die Bilder für diesen Fotoband zusammengetragen wurden, und so bleibt erstaunlich, daß in der Apokalypse jener Tage, als sich für die vor der Roten Armee flüchtenden Deutschen die Hölle aufzutun schien, dennoch fotografiert wurde.

Jedes der Bilder ist von größter Aussagekraft und gibt die verzweifelte Situation, in der sich damals besonders viele alte Menschen, Frauen und Kinder befanden, in erschütternder Weise wieder: Fotos vom Aufbruch, vielen Trecks auf dem Marsch, Bilder aus ostdeutschen Städten und Dörfern, als die Rote Armee einmarschierte, Bilder vom Haß und der Nehrung und aus dem Riesengebirge, einmalige Aufnahmen vom Schicksal überrollter Trecks und vom Geschehen während der Vertreibung.

Dieser Bildband ist auf seine Weise eine Ergänzung der großen Fernseh-Dokumentation der ARD über die nach wie vor diskutiert wird.

Nur eine Bild-Dokumentation besitzt durch die unbestechliche Linse der Kamera jene gewaltige Aussage, die weit über die Kraft des Wortes hinausreicht. Hier entstand ein Bildband über das ostdeutsche Schicksal in jenen Jahren, als die Flut des Krieges zurückkam...

Die einzelnen eingestauten Textberichte sind eidesstattliche Aussagen damals Beteiligter. Sie dokumentieren auf ihre Weise das deutsche HOLOCAUST, ohne daß die Texte dieses Bandes Gefühlen der Rache hingegeben sind.

Diesen umfassenden Fotoband über das Schicksal der Deutschen im Osten sollten nicht nur die Heimatvertriebenen besitzen,

gerade vielen Bundesbürgern könnte es gut-tun, sich daran zu erinnern, was damals geschah.

**208 Seiten - 200 Bilder und Dokumente - Leinen mit Schutzumschlag - DM 29,80. Erschienen im PODZUN-PALLAS-VERLAG GmbH, 6360 Friedberg 3, Markt 9**

### ZITADELLE 1943

Die größte Panzerschlacht im Osten  
J. Engelmann

Der riesige Frontbogen bei Kursk war dem Oberkommando der Wehrmacht und auch Hitler stets eine Bedrohung, die beseitigt werden sollte. Gleichzeitig würde mit dem Unternehmen „Zitadelle“ die Voraussetzung für ein Aufbrechen der sowjetischen Südfrent geschaffen werden, um das Geschick des Krieges doch noch zu wenden. Die gewaltigen Panzermassen, die auf Seiten der deutschen Wehrmacht antraten, erzielten Einbrüche in die sowjetische Front und Anfangserfolge, der Schwung der Operation der gewaltigen Zangenbewegung versickerte und verblutete jedoch in den tiefgestaffelten sowjetischen Stellungssystemen. Die Schlacht, an der die deutsche Panzertruppe zerbrach.

160 Seiten - 90 Fotos - 9,80 DM - Podzun-Pallas-Verlag GmbH., 6360 Friedberg 3, Markt 9.

### Sie kamen übers Meer

Am Ende des Zweiten Weltkriegs stand ein Sieg der Menschlichkeit. Im Strudel des Zusammenbruchs unternahm 115 Tage lang deutsche Seeleute der Handels- und Kriegsmarine eine Rettungsaktion, die nach Umständen und Umfang ohne Beispiel in der menschlichen Geschichte ist. Fast drei Millionen Menschen wurden von ihnen dem Zugriff der Roten Armee entrissen und auf dem Seewege in Sicherheit gebracht.

Diese große humanitäre Leistung zeichnet das Buch von Ernst Fredmann aus der Distanz von heute auf, ohne die Dramatik der Vorgänge zu schmälern. Zeitafeln, Fotos, Übersichten über die eingesetzten Kriegsschiffe, ein Verzeichnis der beteiligten Reedereien vervollständigen das Werk. Da das Interesse an diesem Geschehen seit dem Erscheinungstermin dieses Buches vor zehn Jahren nicht nachgelassen hat, legt der Verlag jetzt die wesentlich erweiterte 8. Auflage vor.

**Ernst Fredmann, Sie kamen übers Meer.** Die größte Rettungsaktion der Geschichte. Schriftenreihe „Dokumente, Analysen, Kommentare“, Band 2. Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft e. V., Postfach 32 31 28, 2000 Hamburg 13. 240 Seiten, 23 Fotos, Leinen 27,- DM; broschiert 13,80 DM.

### Historische Siegelmarken von Memel

In Reutlingen gibt es einen Händler, der sich auf historische Siegel spezialisiert hat. Es handelt sich um Papiersiegel, die seit 1868 von vielen Dienststellen anstelle der zerbrechlichen Lacksiegel benutzt wurden. Sie sind meist rund und farbig, haben einen ausgestanzten Zackenrand und zeigen in Blindprägung das Wappen des Reiches, Landes oder Ortes bzw. der Behörde. Erhalten blieben aus der Zeit vor 1914 u. a. die Siegel von Städten, Gerichten, Post-

und Eisenbahndienststellen, Heeres- und Marineeinheiten, Konsulaten, Universitäten, Landratsämtern usw.

Der Händler, der heute Original-Siegelmarken von der Zeit vor 1918 anbietet, ist Hermann Eitzen, 7410 Reutlingen, Fach 15. Er hat in seiner Sammlung auch Memel-Siegel, insbesondere vom Königlich-Preussischen Landgericht Memel (mit dem großen Preußen-Wappen), aber auch von der Direktion der Königsberg-Cranzer Eisenbahn-Gesellschaft oder von der Landeshauptmannschaft der Provinz Ostpreußen. Eitzen verlangt keine Phantasiepreise; für 30-50 DM ist so ein Originalwappen zu haben. Aber die Auswahl ist klein und sicher rasch vergriffen. Wer Freude an Heimatlichem hat, sollte sofort zugreifen!

### Aus den Memellandgruppen

#### Preis Kegeln in Iserlohn

Am 20. 6. veranstaltete die Memellandgruppe Iserlohn ein Preiskegeln, zu dem mehr als 20 Sportler erschienen waren. Den Jugendpokal holte sich Gaby Bruske. Die Damenkette gewann Ingrid Heinisch vor Liebtraut Andreas und Ria Brettschneider. Die neue Herrenkette ging erstmalig an N. Kreutzer. In der Königspartie der Damen gewann Dieter Andreas vor Heinz Rothlühbers. Anschließend lud der Vorsitzende zu einem Dinner mit Umtrunk ein.

Über das Kegeltturnier am 17., 18. und 19. Juli sowie über das Alexandra-Gedächtnis-Kegeln am 15. August werden wir in den folgenden Nummern berichten.

## Das geht Alle an!

### Kostenlose Übersetzung von Urkunden

Anläßlich zahlreicher Anfragen wird noch einmal darauf hingewiesen, daß nach wie vor die Möglichkeit besteht, Übersetzungen von Urkunden sowie anderer, für die Eingliederung wichtiger Beweisunterlagen durch die zuständige Stelle im Durchgangwohnheim Unna-Massen kostenlos vorgenommen wird.

### In einem Straßengraben bei Memel?

Dies ist einer der tragischen Fälle des Suchdienstes, und zwar offensichtlich eine Memelländerin. Das Mädchen wurde etwa 1942 geboren, hat blaugraue Augen und mittelblondes Haar. An der Unterlippe hat sie eine kleine Narbe. Sie wurde beim Einmarsch der Roten Armee in einem Straßengraben bei Memel gefunden. Eltern und andere Angehörige könnten noch zu finden sein. Nachrichten werden an das MD erbeten.

### Wer kennt Helga Assmus?

Helga Assmus stammt aus Memel, Otto-Böttcher-Str. 3. Sie war mit ihren Eltern im Februar 1945 in Saalfeld im Kreise Mohrungen (Ostpreußen). Ihre Eltern sind Erich Assmus, geb. 8. Juni 1907, und Emmy, geb. Mickoleit, geb. 23. März 1910. Mit ihr war ihre Großmutter Henriette Assmus, geb. Eggert, geb. 20.

Februar 1887. Gesucht wird Helga, die im März 1941 geboren wurde, von ihrer Tante Emmy Schwadrys geb. Assmus. Nachrichten werden dan das MD erbeten.



Bei allen Heimattreffen wirb für Dein  
„MEMELER DAMPFBOOT“

„Ehemalige Mitglieder der Guttempler-Jugend und der späteren Memelländischen Sing- und Spielschar treffen sich in Mannheim am 12. und 13. September 1981. Darum vollzählig auf nach Mannheim!“  
**Wadim Zietmann William Dombrowski Arnold Knabe**

### Hallo Niddener!

Ende April 1982 planen wir ein „Treffen der Niddener“ in Hamburg. Bitte, meldet Euch, wer kommen möchte und eventuell Nachtquartier benötigt.

Wir grüßen Euch alle und hoffen auf ein Wiedersehen

**Eva Brunschede (geb. Froese)**  
Julius-Vosseler-Straße 123  
**2000 Hamburg 54**  
Telefon 040/56 74 21

**Herta Paul (geb. Detzkeit)**  
Luruper Weg 144  
**2083 Halstenbek**  
Telefon 041 01 / 4 36 74

### Wirb für das MD:

Jeder Leser stärkt Deine Heimatzeitung

Am 29. 7. 1981 feiert unser lieber Onkel

## Georg Jenkies

seinen  Geburtstag

Es gratulieren von Herzen  
alle Nichten und Neffen mit Familien

6534 Stromberg, Waldstraße 3  
früher: Karkelbeck, Krs. Memel

Am 27. 7. 1912 in Paaschken geboren.



## Käthe Juraschka geb. Schleppe

Herzlichen Glückwunsch

Celle, Juli 1981

Dein Sohn Wilhelm

### Wir bieten memelländische Heimatbücher an:

**Memelländisches Bilderbuch** Band II **DM 21,00**  
**Die Kurische Nehrung in 144 Bildern** **DM 26,80**

### Preiswerte Nachdrucke aus früheren Auflagen:

**Die Entstehung d. Memelgebietes**, Friedr. Janz **DM 16,00**  
**Deutsches Memelland**, Kurt Gloger **DM 6,00**  
**Heimatkunde d. Memelgebietes**, Rich. Meyer **DM 12,00**  
**Das Memelland in seiner Dichtung**, Rud. Naujok **DM 14,00**  
**Memelland - Land in Fesseln**, Ed. Schwertfeger **DM 10,00**  
**37 Jahre Landarzt in Preuß.-Litauen**, A. Kittel **DM 8,00**  
**Die geretteten Gedichte**, Rudolf Naujok **DM 4,00**  
**Mein Memelland**, Erika Rock - dünnere Brosch. **DM 3,00**

**Das Memelländische ABC**, Heinrich A. Kurschat **DM 7,00**  
**Der Fischmeister**, E. Karschies, Roman v. Haß **DM 16,80**  
**Kurisches Wörterbuch**, Kwauka/Pietsch **DM 27,50**  
**Die Bewohner der Kurischen Nehrung im Spiegel ihrer Sagen**, Henry Fuchs **DM 7,20**

**Sing, Sing, was geschah**, Erinnerungen an Memel, von Rose Bittnes-Goldschmidt **DM 16,00**  
**Das trügliche Portrait**, Arzt-Rom, G. Goldschmidt **DM 16,00**

**Memellandkarte**, 34,5x45 cm, schw./weiß **DM 2,00**  
**Postkartenserie** mit Heimatmotiven, Pack **DM 2,00**  
**Memellandkalender**, nur noch 1961-1968, je **DM 1,50**  
**Autoaufkleber**, Memel, Ostpreußen usw. **DM 2,00**

### HEIMAT-Buchdienst Banzerus

3470 Höxter 1 · Grubestraße 9